

# Stern der Neger.

Katholische Missions-Zeitschrift.

• • Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hlst. Herzens Jesu“. • •  
Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 4 Frcs.

Nr. 7.

Juli 1903.

VI. Jahrg.

## Inhalt:

	Seite		Seite
Missions-Lotterie . . . . .	193	Pöckel und das Bäckel. — Wie eine Mond-	
Nachrichten aus Sul . . . . .	195	finsternis auf die Wanyamweji wirkt. —	
Aus Gekra . . . . .	196	Beispiele ziehen an. — Das Lächeln im	
Von Kairo nach Chartum . . . . .	200	Tode. — Was für Einwürfe zc. — Wie	
Aus dem Missionsleben: Ein Lahmer als		ist der Zustand derer beschaffen zc. — Wie	
Apostel. — Nutzen einiger medizinischer		sieht es in der Welt aus zc. — Echo aus Afrika.	214
Kenntnisse für einen Missionär. — Missions-		Gebetsanhörungen und Empfehlungen . .	224
reisen. — Bekehrung und erbautlicher Tod	204	<b>Abbildungen:</b>	
eines Häuwilings . . . . .	210	Gott segne unsere Wohlthäter. — Ein Neger beim	
Am Martyrpfahl . . . . .	212	Fischfangen. — Mameludengräber bei Kairo. —	
Der hl. Antonius von Padua . . . . .	212	Der Leguan. — Der afrikanische Strauß. — Der	
Verschiedenes: Der Marien-Verein f. Afrika.		hl. Antonius von Padua. — Ein Dorf an den	
Der Leguan. — Kameelwettrennen. — Das		Ufern des Sobat. — Der Nildamm bei Schellal.	

## Korrespondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 3. Juni bis 1. Juli 1903.)

Unsere geehrten Abonnenten zur gefl. Kenntnisnahme, daß wir der Einfachheit halber milde Gaben zc. für unser Missionshaus nur mehr an dieser Stelle quittieren werden.

	Kronen		Kronen
<b>Für das Missionshaus:</b>			
Lorenz Codalunga, Kooperator, Welsberg . . . . .	1.—	Ungenannt, Kesseling, für ein Heidenkind . . . . .	24.63
Paul Brennstaller, Durnholz bei Sarnthein . . . . .	3.—	Ungenannt, Kesseling . . . . .	—71
Karl Rabatnik, Schlackenwerth . . . . .	5.—	Ungenannt, Bonn . . . . .	7.63
Sebastian Heiß, Schwarz . . . . .	17.—	Ungenannt, Rech a. d. Mhr . . . . .	5.27
Elise Mayr, Lienz . . . . .	10.—	Legat der + Maria Zingerle, Dlang, Buxtertal . . . . .	101.24
Martina Angerer, Reutte . . . . .	—50	Ungenannt . . . . .	1.—
Dr. Josef Pfluger, Domkapitular, Wien . . . . .	10.—	Aus Teis bei Brixen . . . . .	23.20
Albrecht Graf Meran, Innsbruck . . . . .	2.—	Anton Vinzger, Dompropst, Lienz . . . . .	3.—
Theresia Scharinger, Salzburg . . . . .	5.—	H. Franke, Rudolfstal . . . . .	1.—
Johann Dengel, Elbigenalp . . . . .	3.—	Johanna Kauzior, Kl. Strehlitz . . . . .	18.75
P. Felber, Pfarrer, Schwarzenberg . . . . .	3.—	Ludwig Nettl, Reifach . . . . .	6.—
Ungenannt, Waidbruck . . . . .	20.—	Johann Ziernhöbl, Graun . . . . .	3.—
Franz Sengthaler, Hallein . . . . .	2.—	Therese Huber, St. Michael a. D. . . . .	2.—
Johann Gistech, Wien . . . . .	1.—	Katharina Gruber, Hofmark, sandte 2 Wachskerzen, 3 Uhrberloques, Rosenkränze und Briefmarken.	
Franz Große, Dechant, Fugau . . . . .	4.—	Gräfin Johanna Westerholt, Bonn, sandte eine, reich von Hand gestickte Stola (Primizgeschenk für P. B. Zorn).	
Ungenannt, Köln, für ein Heidenkind (Laurenz)	24.62	Dr. Ignaz Wild, geistl. Rat, Lienz, sandte Bücher.	
Jakob Germuth, Kettenegg . . . . .	2.—		
Ungenannt, Bonn . . . . .	1.16		
Marg. Nieder, Brück a. d. Mhr . . . . .	2.34		
Ungenannt, Bregenz . . . . .	2.—		
Felix Erlacher, Cypositus, Stuls . . . . .	2.—		
Alfred Schumpp, Kaufmann, Beuron . . . . .	9.97		
Gebhard Sinz, Pfarrer, Lech . . . . .	2.—		
Moisia Noleber, Ddrau . . . . .	3.—		
Robert Heide, Spiritual, Raaden, „Antonius- brot“ . . . . .	12.—		
Johann Hackl, Hoffkirchen . . . . .	1.—		
Ferdinand Tschörner, Dechant, Bullendorf . . . . .	3.—		
Josefine von Gerstenberger-Reichsegg, Friesach . . . . .	4.—		
Andreas Winkler, Dechant, Tamsweg . . . . .	2.—		
Franz Christanell, Innsbruck . . . . .	10.—		
Ungenannt, Eppan . . . . .	10.—		
Blasius Holaus, Dompropst, Salzburg . . . . .	1.—		
Magnus Barbist, Reutte . . . . .	3.—		
Joh. B. Lengauer, Pfarrer, Leopoldschlag . . . . .	3.—		
M. P., St. Martin in Passeier . . . . .	11.—		
Ungenannt, St. Pauls in Eppan . . . . .	100.—		
Ein Theolog in Brixen . . . . .	2.—		
Dr. J. Freiseisen, Theologieprofessor, Brixen . . . . .	20.—		
W. Kemf, Pfarrer, Wien . . . . .	2.—		
Frau Lina Christian, Majororggattin, Salzburg . . . . .	3.—		
Julie Donat, Georgswalde . . . . .	1.—		
Helena Beza, Sternberg . . . . .	2.—		

Allen unseren Wohltätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott“ und bitten um weitere Unterstützung dieses Missionshauses.

# Um Gotteslohn!

erbittet das Gefertigte von seinen Freunden und Gönnern Bücher, besonders ascetischen und theologischen Inhaltes. e e e e e

## Missionshaus Mühlau bei Brixen.



## Katholische Missions-Zeitschrift.

Nr. 7.

Juli 1903.

VI. Jahrg.

### Zu unserer Effekten-Lotterie.

Es gibt nicht leicht einen Menschen, der für die Missionäre in den Heidenländern keine Bewunderung hegte. „Na,“ heißt es da, „was muß der für ein Herz haben, daß er sich nicht fürchtet, so unter die Wilden, unter die Menschenfresser zu gehen! Das tät' ich nicht!“

Doch damit ist der guten Sache wenig geholfen; weder kann der Missionär davon leben, noch der Heide zum kath. Christen werden. Damit das große Liebeswerk, dem die Missionäre sich weihen, wirklich gedeihe und die Ehre Gottes gefördert werde, ist notwendig, daß es mit Geld und Gut unterstützt werde.

Also auf, ihr Bewunderer mutiger Glaubensboten, auf, ihr Liebhaber und Gönner der Negermissionen! auf, ihr Freunde und Wohltäter der Söhne des heiligsten Herzens Jesu, Missionäre für Zentralafrika! Zeiget jetzt, daß euch ernst ist mit eurer Bewunderung, die ihr allezeit für unser opfervolles Leben an den Tag legt; zeigt jetzt, im Namen des hl. Herzens Jesu beschwören

wir euch, zeigt jetzt, daß Ihr Opfer zu bringen wißt, Opfer an Geld und Gut!

**Bringet Opfer an Geld!** Kauftet Lose unserer Effekten-Lotterie! **1 Krone für ein Los!** Es ist ein Opfer! Es kostet Geld; an Geld aber hat selten jemand Überfluß. Es ist ein Opfer, aber wahrlich kein heroisches Opfer! 1 Krone, wie leicht wirft man sie doch manchmal weg für nichts und wieder nichts! Da gilt es aber für eine so heilige Sache: den armen Heiden, die in der Sklaverei der Menschen und des Satans schmachten und das ohne ihr Verschutden, heizuspringen und ihnen zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen. Gibt es denn überhaupt ein edleres Menschenwerk? Das wäre so die echte Menschlichkeit — und wer wollte heutzutage der nicht huldigen? — wenn man dem unter die Arme greift, der ganz außer Stande ist, sich selbst auf die Füße zu helfen!

Übet also, teuerste Freunde, diese edle Menschlichkeit, bringet Opfer an Geld, bestellet Lose!

Ist aber dem einen oder dem andern dieses unmöglich, so bringe er **Opfer an Gut**. Wir brauchen noch sovieler Gewinngegenstände!

Mit dankerfühltem Herzen gegen Gott und euch, teuerste Wohltäter, bekennen wir es, daß wir mehrere tausend Stück wertvoller, sehr wertvoller und kostbarer Gewinne beisammen haben; aber 25.000 sind es noch lange nicht. Und 25.000 müssen es werden; und sämtliche 25.000 hoffen wir geschenkt zu bekommen; denn nur so ist an einen Erfolg des Unternehmens zu denken. An diesen Erfolg aber haben wir immer geglaubt, sonst hätten wir es nicht ins Werk gesetzt. In diesem

Glauben werden wir durch den bisherigen Verlauf desselben bestärkt.

Wer immer die bereits vorhandenen Effekten be- sichtigt, teilt diese Zu- versicht mit uns. Wenn man nämlich diese Menge wertvoller Geschenke sieht, so kann man nicht umhin, anzunehmen, daß ein Unternehmen, für welches sich sovieler Tausende von Menschen aller Klassen und Stände interessieren, für das so ungezählte demütige Gebete vertrauensvoll gen Himmel gesendet werden, das bisher so sichtlich vom Segen Gottes begleitet war, daß ein solches Unternehmen nicht anders als gelingen müsse.

In unerschütterlicher Zuversicht also, daß wir jetzt erhört werden, erneuern wir heute unsere dringendste Bitte im Namen des hl. Herzens Jesu, dessen Söhne wir uns nennen, dessen

Liebe uns mit euch verbindet und uns wie euch zu Aposteln der Neger macht; im Namen des hl. Petrus Klaver, des Patrons aller Neger- missionen; im Namen des hl. Franziskus Xaverius, des bewunderungswürdigen Vorbildes aller gott- begeisterten Missionäre; im Namen dieser drei, zu denen wir vom 12.—20. Juni d. J. zur Abwechslung einmal eine Sturmnovene gemacht haben, erheben wir unsere Hände und Stimmen: Schicket noch Effekten für unsere Lotterie! Alles, was einen Geldwert repräsentiert, wird dankbarst angenommen.



Daß aber der guten Sache mit Silber, Gold und Edelsteinen mehr ge- dient ist, findet ein jeder selbstverständlich. Wer also über solches verfügt und es entbehren kann, der ist gebeten, es uns zu überlassen. Wer solches nicht hat, dem aber sonstiges zugebote steht und er weggeben kann, der ist demütigt gebeten, es uns abtreten zu wollen!

Wer aber nichts der- gleichen hat, den bitten wir im Namen

des edlen Zweckes der Mühländer Effekten-Lotterie, uns wenigstens — und da gilt keine Ausrede — das Almosen des Gebetes (hl. Kommunionen, Rosenkränze, No- venen, vereintes Gebet u. dgl.) reichlich zuzuwenden zu wollen, auf daß Gott unsere bisherigen Gönner, Wohltäter und Freunde segne und uns viele, viele neue erwecke. Das walte Gott und die unbefleckt empfangene Jungfrau Maria!

Wie wir bereits früher bemerkt haben, hat die hochverehrte Generalleiterin der St. Petrus Klaver- Sodalität, Frau Gräfin Maria Theresia Ledo- chowska, sich sehr gerne bereit erklärt, in ihren Niederlassungen und Filialen Effekten für

unsere Lotterie entgegenzunehmen und uns zu vermitteln.

Wir bitten also unsere Leser, Effekten oder Geld- beiträge für unsere Lotterie recht bald entweder direkt an unser **Missionshaus in Mühland bei Viren**,

Tirol, zu senden oder an eine der nachbenannten Adressen der St. Petrus Klaver-Sodalität: Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12. — Wien I, Bäckerstraße 20. — Triest, via Sanità 9. — Innsbruck, Universitätsstraße 3. — Krakau, Starowislna 3. — Prag VI, 33. — Bozen, Obstmarkt 16, II. Stock.

NB. Dieser Nummer liegt ein Postscheck bei, dessen man sich zur kostenlosen Ein- sendung des Betrages für Lose oder Beiträge zur Lotterie bedienen kann. 

## Nachrichten aus Tul.

Bericht des hochw. Vater Bernard Kohnen, Sohn des hhl. Herzens Jesu.

Unter anderem schrieb unser hochw. Vater und Mitbruder aus Tul an den hochw. Herrn Vater Angelo Colombaroli, Generaloberer unserer Kongregation, Folgendes;

„Unsere Mitbrüder haben hier der Arbeit mehr als genug. Die Brüder Jakob und Alexander haben jetzt den Rohbau für eine kleine Kirche beendet; sie ist 9 Meter lang und 5 Meter breit. Sie ist aus Ziegelsteinen gebaut und ahmt den römischen Stil nach. Etwas Großartiges gibts zwar nicht, doch für diese Gegenden ist's schon ein halbes Wunder! Es gilt nun, ein Dach darauf zu machen und das ist eine schwierige Sache! Im ganzen Lande hier gibts wohl keinen geraden Baum und mithin auch keine geraden Balken; alle sind mehr oder weniger krumm und so wird unser Bau inwendig ein wenig bucklig aussehn.

Meine Hauptaufgabe ist jetzt, die Sprache der Eingeborenen zu erlernen. Zwar ist die Schilluk- sprache bedeutend leichter als die arabische, doch kann auch bei ihr ein wenig Geduld nicht schaden. Schon kann ich mich ein wenig verständlich machen und auch ich verstehe so langsam meine Besucher, die sich sehr zahlreich einfinden. Diese guten Wilden halten wirklich den ganzen Tag hindurch meine Hütte wie belagert; sie schalten und walten darin wie in ihrer eigenen. Ganz gemütlich kommen sie herein, setzen sich neben mich und bestürmen mich mit einer wahren Flut von Bitten: dem einen gefällt dieses Bildchen, dem andern jene Schachtel; dieser möchte dies Büch-

lein haben und jener meint, er würde glücklich sein, wenn er mein Brevier hätte.

Selbstverständlich kann ich ihnen nicht alle diese Bitten gewähren; doch das verlangen sie auch nicht; sie versuchen nur so, wie auch bei uns in Europa sovieler es machen; gelingt es, gut; gelingt es nicht, auch gut. Einen Nutzen habe ich jedoch immer von meinen Besuchern; den nämlich, daß ich mich mit ihnen unterhalten und so mit ihrer Sprache vertraut machen kann.

Außer dieser Hauptbeschäftigung habe ich noch eine andere; nämlich mit meinem Bruder Heinrich, den die Schilluk mit dem großartigen Namen Hakim-Paschia zu bezeichnen pflegen. Zum berühmten Doktor werde ich es zwar schwerlich bringen, doch mit einigem guten Willen kann man es doch schon zu etwas bringen und das genügt hier und damit kann man hier schon sehr viel wirken. Hoffe etwas später einmal hierherum als Medizimann zu reisen und recht viele an Leib und Seele zu kurieren.

Entschuldigen Sie, wenn mein diesmaliger Bericht etwas kurz und dazu noch mager ausgefallen ist; ich schreibe ihn am späten Abend, wo ich schon müde und schläfrig bin; doch entweder jetzt ein wenig oder garnichts; morgen muß ich mit dem hochw. Herrn Administrator unserer Mission und einigen Schilluk eine Expedition zu den Denka machen, die jenseits des Nils wohnen und mit welchen unsere Bekanntschaften sich jeden Tag freundschaftlicher gestalten. — Der Engel des Herrn möge uns begleiten!



## Aus Gesira.

Bericht des hochw. P. Hugo Varisch, Sohn des hhl. Herzens Jesu.

Mit Freuden sende ich Ihnen folgende Zeilen. Wenn Sie dieselben auch veröffentlichen wollen, so glaube ich, daß sie wohl manchen interessieren werden. Es hat sich nämlich nochmals in unserer Kolonie glänzend bewährt, daß das Gebet und der Opferfönn recht viel zur Bekehrung der Ungläubigen beitragen.

Zeldemal hieß eine alte Negerin, die jünger in unsere Kolonie aufgenommen wurde. Sie war aus dem Stamme der Nuba. Wieviele Winter sie schon mitgemacht hatte, wußte sie selbst nicht und auch wir können es nicht genau konstatieren. Nach ihrem äußern Aussehen zu schließen und auch nach den verschiedenartigsten Erlebnissen, die sie uns nach und nach erzählte, mußte sie ein Jahrhundert hinter sich haben! Man nimmt an, daß sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Alexandrien geboren wurde. Ihre Mutter war eine Sklavin, von einem Ägyptier aus einem Kriege im Sennaar mitgebracht worden.

Zeldemal war noch ein Kind, als ihre Mutter starb. Ihre Herrin, die sie liebgewonnen hatte, übergab sie ihrer Tante zur Verpflegung. War das ein Zufall oder war es eine Fügung Gottes? Zeldemal wußte es nicht; ich nehme jedoch das Letzte an, denn so ganz kauschel mußte ihre Herrschaft doch nicht gewesen sein: In einer gewissen Zeit verschwanden alle Sklaven, selbst die gute Tante war nicht mehr zu erblicken. Wo waren sie hingekommen? Verkauft? oder getötet? Zeldemal allein war noch geblieben. Es schien, als ob ihre Herrschaft sie zur eigenen Familie zähle. Sie hatte nämlich eine große Freiheit und, als später wieder andere Sklaven und Diener kamen, übte sie eine gewisse Herrschaft über dieselben aus. Doch, sonderbar! Obgleich sie im Hause eine so große Freiheit genas, außer dem Hause wurde sie immer strengstens bewacht. Nie durfte sie daselbe allein und nur höchst selten und dann niemals ohne strenge Aufsicht verlassen.

Zeldemal war von Geburt aus eine Heidin; doch da sie stets in Gemeinschaft mit fanatischen Muselmännern lebte, nahm sie auch deren abergläubische Gebräuche an und wurde ebenso fanatisch wie jene. Mit der größten Genauigkeit beobachtete sie alle unsinnigen Traditionen derselben.

Ihr erster Herr starb und da der Sohn sein väterliches Haus geerbt hatte, konnte auch Zeldemal noch in demselben bleiben. Sie mußte auf die Kinder des neuen Herrn achtgeben und noch dazu wie früher auf die andere Dienerschaft sehen. War sie es ja, die nun am längsten im Hause war und alle Sitten und Gebräuche desselben, auf welche die Muselmänner viel halten, am genauesten kannte. So vergingen viele Jahre. Die Kinder dieser zweiten Generation wurden unterdessen groß und als die älteste Tochter alt genug war, um sich verheiraten zu können, bekam sie unsere gute Alte als Ratgeberin mit. Was ihr dabei am unangenehmsten war, war, daß sie nun auch ihre Wohnstätte wechseln mußte. Ihre junge Herrin nahm sie mit sich nach Kairo; dort sollte sie auch wieder wie früher Kindermädchen werden, sie, die Alte, die nunmehr die dritte Generation sah und erzogen hatte!

Obgleich die Sklaven alle fanatische Muselmänner waren, so war ihre neue Herrschaft doch ziemlich gut katholisch, der syrischen Kirche angehörig. Zeldemal war mehrererma! zugegen, wenn die Kinder derselben getauft wurden; auch vernahm sie hier und da etwas von dem katholischen Glauben, doch nur zufällig, denn von so etwas wollte sie niemals reden hören; sie war eben eine fanatische Alte und je älter sie wurde, umso schlimmer wurde sie. Für eine zeitlang zog ihre Herrschaft und folglich auch sie nach dem etwas südlicher gelegenen und gesünderen Heluan. Ihre Beschäftigung blieb immer dieselbe. Sie war nicht lange daselbst. In Heluan starb ihre gute Herrin und die Familie kehrte wieder nach Kairo zurück.

Zeldemal war, wie es scheint, noch niemals krank gewesen. Wieviele gute Dienste hatte sie ihrer Herrschaft schon geleistet! Es war im Jahre 1899, als sie zum erstenmale krank wurde. Ihre Herrschaft war jedoch sehr besorgt um sie; besonders Rosina, die älteste Tochter, bewies sich ihr sehr dankbar. Schon lange hatte sie den lieben Gott gebeten, der guten Alten doch noch die Augen zu öffnen, ihren Verstand zu erleuchten und sie der Gnade der hl. Taufe doch noch teilhaftig zu machen. Alles schien vergebens! Die Alte wollte nämlich, wie schon erwähnt, niemals von so etwas reden hören. Rosina verlor den Mut nicht; sie betete noch immer weiter

und immer andächtiger. Um desto leichter zum gewünschten Ziele zu kommen, die gute Alte noch zu bekehren, traf sie Anstalten, daß jene zu uns in die Kolonie nach Gesira gebracht werde. Dort würden die braven Schwestern sie gut verpflegen und ihr an nichts mangeln lassen.

Zeldemal, so überredet, nahm den Vorschlag an; konnte sie doch unmöglich an dem guten Willen Rosinas, die in ihren Armen aufgewachsen war, zweifeln! Und da sie von kräftigem Körperbau war, konnten unsere Schwestern mit Recht hoffen, daß sie sich bei einer aufmerksamen Pflege bald wieder er-

holen werde. So traf es ein. Nun begann man der Alten langsam von unserer hl. Religion zu sprechen, ein wie großes Glück sie uns verschaffe und wie notwendig es sei, sie anzunehmen, da man sonst ewig unglücklich sein würde. Doch, das war keine leichte Aufgabe! Zeldemal war nicht immer aufgelegt, von so etwas reden zu hören; anfangs mal garnicht. Auch war sie in Folge ihres großen Alters sehr schwerhörig und ihr Verstand schon fast mit Moos überwachsen. „Da sprechen sie mir immer wieder von euren Sünden,“ sagte sie mitunter unwillig; „ich hab' keine Sünden, wozu plagt ihr euch



Ein Neger beim Fischfangen

also ab mit mir?“ Unrecht konnten die Schwestern ihr nicht geben! Sie war ja von ihrer frühesten Jugend an bis zu ihrem höchsten Alter nie aus jener Familie herausgekommen; die Welt kannte sie noch fast garnicht und somit auch ihre Schlechtigkeiten nicht. Nie war sie verheiratet gewesen, und überhaupt aus ihrem ganzen Wesen konnte man schließen, daß sie eine von Gott privilegierte Seele war. Unsere Vorstellungen blieben also ohne Erfolg. Da griffen die Schwestern die Sache von einer andern Seite an: „Das glauben wir,“ sagten sie zu ihr, „daß du selbst keine schweren Sünden begangen hast, doch, gesetzt auch das, so hast du doch ganz sicher, wie alle Menschen, die zur Welt kommen, die Sünde Adams, die Erbsünde auf deiner Seele.

Um nun diese abzuwaschen und dir den Weg zum Himmel zu öffnen, ist es notwendig, daß du dich taufen läßt.“

Dieses, die Lehre von der Erbsünde, war ihr bis dahin noch gänzlich unbekannt gewesen. Sie machte ihr Eindruck und so fing sie an, darüber nachzudenken. „Nun,“ fragten sie oft die Schwestern, „hast du jetzt verstanden?“ Siehst du es nun selbst ein, daß die Taufe zur Seligkeit notwendig ist?“ Zeldemal gab jedoch noch keine oder nur ausweichende Antworten und vielleicht hätte es noch lange gedauert, bis sie sich zum Bessern entschieden hätte, wenn Gott sich hiezu nicht eines besonderen Vorfalls bedient hätte: Neben ihr stand das Bett einer gewissen Theresia Gabriella. Diese war schwer krank

und die Schwestern und Paters gaben sich alle Mühe, sie auf einen guten Tod vorzubereiten. Auch Theresia tat ihr Möglichstes. Versehen mit allen notwendigen Sterbsakramenten starb sie bald eines wahrhaft erbaulichen Todes.

Zeldemal hatte sich alles genau gemerkt: diese aufopfernde, mitunter bis zum heroischen Grade steigende Nächstenliebe der Schwestern, das Mitleid, welches die Paters ihr bewiesen und besonders die große Uneigennützigkeit, womit man sie, die doch eine ganz fremde Person war, bediente, mußten ihr Herz erobern! Ihr Entschluß war gefaßt: auch sie wollte Christin werden und nie hat sie ihren Entschluß mehr geändert!

Sobald sie ihre gute, himmlische Mutter Maria kennen gelernt, verehrte sie dieselbe mit kindlicher Einfalt und stellte sich für den Rest ihres Lebens unter ihren ganz besonderen Schutz. „Eines ist nur noch notwendig,“ dachte sie, „nämlich mich gut auf die hl. Taufe vorzubereiten!“ Das tat sie denn auch mit aller Energie. Doch es ging trotzdem so schnell nicht, wie sie wünschte. Da sie sehr schwerhörig war, konnte sie nur sehr langsam und mit vieler Mühe unterrichtet werden.

Bis jetzt war Zeldemal bei unsern Schwestern in Gestira gewesen; ihre Herrschaft, der sie so lange und so treu gedient und die sie daher aufrichtig liebte, äußerte den Wunsch, ihre gute Alte wieder zu bekommen; sie könne ja auch bei ihnen den Katechismus weiterlernen und sich auf die hl. Taufe vorbereiten. Man erlaubte es ihr; war ja vonseiten dieser guten Familie garnichts zu befürchten für sie. Im Gegenteil: Die gute Rosina, die die Bekehrung der Alten schon lange versucht und auch schon damit angefangen hatte, sollte ebendieselbe auch ganz vollenden.

Sie half ihr, die nötigen Wahrheiten erfassen und nach einem Jahre wurde sie würdig befunden, das hl. Sakrament der Wiedergeburt, die hl. Taufe, zu empfangen.

Ein Maroniter-Priester taufte sie im Hause ihrer Herrschaft. Das war ein Jubel! Zeldemal hieß fortan Maria, welcher Name ihr Herz vor Wonne fast bis in den dritten Himmel zu versetzen schien.

Auch ihre gute Herrschaft freute sich mit ihr; da jedoch in ihrer Umgebung sich noch immer Befenner des Islam befanden, hielt sie es für geraten, Maria wieder zu unserer Kolonie zu schicken.

„Nicht, als ob wir an ihrer Standhaftigkeit zweifelten,“ sagte sie, „doch zur größeren Vorsicht; sie ist nämlich im Glauben noch neu und das öftere Zusammenkommen mit diesen, dem Glauben feindlich Gesinnten, könnte ihr doch sehr schaden.“

Wir nahmen sie wieder mit Freuden auf. Es

währte nicht lange, beehrte sie auch die hhl. Sakramente der Buße und des Altars zu empfangen. Dazu war aber notwendig, daß sie sich von allem, was diese zwei Sakramente betrifft, eine genügende Kenntnis verschaffe. Also wiederum neue Arbeit. Doch sie war unermülich. Oft tat es ihr leid um den armen Pater, der sie unterrichtete und der sich, da sie so sehr schwerhörig war, fast die Lunge aus dem Leibe schreien mußte. Und trotz alledem ging er immer nur langsam voran. Ein Drittel vom Vaterunser, die Hälfte vom „Ave Maria“ und das hl. Kreuzzeichen waren bis dahin noch alle Gebete, die sie auswendig gelernt hatte. Glaubt jedoch nicht, daß unsere brave Maria nicht habe beten können! Umso leichter konnte sie das Gebot Christi erfüllen: „Wenn ihr betet, gebrauchet nicht viele Worte!“ Sie liebte es sehr, häufige Stoßgebete zu verrichten, die sie sich selbst machte. Der liebe Gott wird sie schon verstanden haben. Besondere Freude machte es dem Pater bei seiner harten Arbeit, daß seine Schülerin so guten Willen hatte und so pünktlich war. Eines Tages stand sie im Begriff, eine Tasse Kaffee zu trinken und hatte auch schon angefangen, als das Zeichen zum Katechismus gegeben wurde; sofort hörte sie auf zu trinken und wollte sich zum Unterrichtszimmer begeben; doch erlaubte der Pater ihr, zuerst ihren Kaffee zu sich zu nehmen. Sie war stets so aufmerksam, daß es schien, jedes neue Wort habe für sie auch wieder ein besonderes Interesse. Wollte irgend ein Sätzlein oder ein langes Wort durchaus nicht in ihren alten Schädel hinein, so schrieb sie es so lange vor sich hin, bis es saß.

So arbeitete man für einige Zeit, wie man zu sagen pflegt, „mit Händen und Füßen“. Endlich schien sie genug unterrichtet zu sein. Sie konnte beichten und am andern Morgen konnte sie, die ein Jahrhundert zählte, zur ersten hl. Kommunion gehen.

Da hätten ihr sie sehen sollen, wie sie schon früh morgens ihren schönsten Festschmuck anlegte und sobald als möglich zur Kirche eilte, wie ihre Augen strahlten vor Freude, sich nicht von dem Tabernakeltürchen trennen wollten! Wie ihre runzeligen Lippen bebten und beteten; wie erwartungsvoll sie dann und wann mal nach der Sakristeithüre schaute, ob der Pater denn noch nicht komme! Endlich kam er. Die hl. Messe begann. O, wie wurde es Maria so lang bis zur Wandlung! Doch sie kam schließlich dem Ziele aller ihrer Wünsche doch immer näher. «Domine, non sum dignus», begann der Pater; Maria schlug mit ihrer zitternden, schwarzen Hand an ihre Brust, doch konnten ihre Augen sich nicht von der hl. Hostie trennen, die sie schon als ihr Eigentum betrachtete. Der Pater kam auf sie zu:

«Corpus Domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam aeternam. Amen.» Da mußte er aber die Finger schnell wieder zurückziehen, sonst . . . Wie gern wird der Heiland in dieses ihn so sehr liebende Herz eingegangen sein!

Obwohl Maria auch vorher schon allen zum Muster und Beispiele gedient hatte, so wurde doch ihr ganzes Betragen von diesem Tage an noch immer erbaulicher. Besonders große Andacht hatte sie immer zu ihrer Namenspatronin. Es war ihr eine beständige Freude und sie sah es für eine ganz besondere Auszeichnung an, daß sie diesen schönsten aller Namen erhalten hatte. Stundenlang wurde sie nicht müde, vor ihrem Bilde zu knien und hatte sie irgendwo einen Schmerz oder sonst ein Anliegen, so verschluckte sie ein wenig Erde, das sie neben der Statue sammelte und fast immer wurde ihr augenblicklich geholfen.

Eine Gnade jedoch, von allen die wunderbarste, verdient es, hier besonders Erwähnung zu finden. Wie ich bereits bemerkt, war sie sehr schwerhörig und nur mit großer Mühe war ihr etwas beizubringen. Das schmerzte sie sehr, nicht sowohl wegen der eigenen Unbequemlichkeit, als vielmehr wegen der Mühen, die sie dadurch den guten Schwestern bereitete. Was tut sie? Sie begibt sich eines Tages mit großem Vertrauen zu der Muttergottes von Pompei, nimmt ein wenig Wolle, taucht sie in das Öl der Lampe, welche vor derselben brennt und reibt sich damit die Ohren ein. O Wunder! Vom Augenblicke an hörte sie besser und bald verstand sie leicht alles, was in ihrer Gegenwart gesagt wurde. Diese Gnade dauerte bis zu ihrem Tode.

Dann und wann kehrte Maria auch noch einmal

zu ihrer früheren guten Herrschaft; doch niemals hielt sie sich daselbst lange auf. Sie sagte nämlich: „Hier fühle ich mich lange nicht so wohl, als bei den Schwestern und bei meiner lieben Mutter Gottes daselbst!“

Eine Tochter ihrer Herrschaft war unterdessen wieder so groß geworden, daß sie sich verheiraten konnte. Es war dies schon die 4. Generation, die die frühere Zeldemal hatte heranwachsen sehen. Zu ihrer Hochzeit wurde auch sie eingeladen. Es war das letztemal, daß Maria hinging. „Nimm,“ sprach sie zur jungen Braut, „nimm dieses Kleid. Ich habe es getragen, als ich getauft und zum Kinde Gottes gemacht wurde; mein Wunsch wäre es, daß du mich nach meinem Tode wieder mit demselben bekleidetest. Wie bin ich doch dem lieben Gott zum Danke verpflichtet, daß er mich zu den guten Schwestern geführt hat! Wenn ich dort sterbe, dann bin ich sicher, daß ich in den Himmel kommen werde!“

Ihr Wunsch sollte auch und zwar bald in Erfüllung gehen. Sie wurde krank und mußte sich zu Bette legen; doch es war eigentlich keine Krankheit; ihr hohes Alter war es, das die Auflösung der irdischen Hülle verlangte. Am 26. Februar rief man den Pater. Er möge doch schnell kommen, da die gute Maria durchaus nicht mehr bleiben, sondern in den Himmel gehen wolle. Der Pater kam, spendete ihr die hhl. Sacramente und kaum war er damit fertig, als Maria schon ihren Flug nach oben genommen hatte.

Keiner dachte daran, das «De profundis» für sie zu beten; vielmehr empfahl man sich ihrem Gebete und dankte dem lieben Gott für die große Barmherzigkeit, die er an ihr getan!



## Von Kairo nach Chartum.

Bericht des Hochw. P. Antonio Stoppani, Sohn des hhl. Herzens Jesu.

Zwanzig Stunden sind es schon, seit wir hier eingesperrt sind. Wir müssen immer die sitzende Stellung beibehalten; wir könnten zwar stehen, doch da wir dabei nirgends einen Stützpunkt hatten, wäre dies auf die Dauer noch lästiger und unerträglicher geworden. O, wie lang wurde uns da jede Stunde! Wir hatten in unserem Leiden keinen

anderen Trost als den, den die armen Seelen im Fegfeuer haben; daß es nämlich so Gottes Wille ist und daß unsere Leiden schließlich doch einmal ein Ende nehmen werden. Alle, welche sich auf dem Zuge befanden, sehnten sich nach der Befreiung, die ihnen zu Hafiaia, der letzten Station, werden sollte. Was die letzte Strecke unserer Reise an-

belangt, so hätte ich nichts Besonderes davon zu melden. Sie und da zeigte sich ein schöner, grüner Fleck am Nil, doch vom Zuge aus gesehen war das dem Auge ein so flüchtiger und magerer Trost, daß es schien, es diene nur dazu, einem den Anblick der Wüste umso schauerlicher zu machen.

Bald sollten wir nach Berber kommen. Ich fühlte schon, wie meinem Herzen daselbst eine alte Wunde wieder aufgerissen werden sollte; eine Wunde, welche der unerbittliche Tod mir und unserer ganzen Kongregation im vorigen Jahre geschlagen hat. Es starb daselbst, während er noch in seinen besten Jahren war, unser innigstgeliebter und heiligmäßiger Hirte, unser Bischof Antonio Maria Novaggio den Tod der Gerechten. Ich konnte die Tränen kaum mehr zurückhalten. Wie sind doch die Helden gefallen im Streit! Ja, wie eine Mutter ihren einzigen Sohn liebt, also hat, o teurer Hirte! unser bester Vater! unsere Kongregation, dich geliebt! Wollte Gott, ich wäre statt deiner gestorben, so wären doch wenigstens meine anderen Brüder nicht ihres zärtlichen Vaters beraubt worden! Doch, der Name des Herrn sei gebenedeit!

Und du, o guter Hirte! schau herab vom Himmel auf deine Schäflein, beschütze, segne und leite sie auch jetzt noch an deiner liebenden Hand! So werden sie in deine Fußstapfen eintreten und dir folgen, sowohl durch die Mühen als auch zur ewigen Krone!

Wie gerne wäre ich in Berber ausgestiegen, um das Grab des teuern Hingeschiedenen zu besuchen und mit den Tränen meiner kindlichen Liebe zu befeuchten. Doch der Zug hielt solange nicht und so mußte ich mich damit begnügen, sehnlich nach jener Stelle zu schauen und ihm im Geiste einen Besuch abzustatten.

Die Sonne ging soeben unter. Wir aßen noch ein wenig von unseren mitgenommenen Sachen, die jedoch ganz staubig geworden waren und erwarteten mit

spannender Erwartung, daß der Zug stillstehen würde. Endlich um 2 Uhr morgens hörte man einen gebrochenen Pfiff. Der Zug fuhr langsamer und blieb stehen; wir waren in Galsaia! Sofort stieg der größte Teil der Reisenden aus. Wir jedoch blieben, da wir schon von Assuan aus mit unsern Brüdern in Omderman ausgemacht hatten, daß sie uns am Morgen in Galsaia abholen sollten, noch im Waggon zurück. Platz hatten wir jetzt genug und so konnten wir unsern Beinen noch einmal ihre natürliche Position gestatten. Das tat uns wohl; wir waren fast lahm geworden. Auch der Schlaf klopfte bei uns an und da jetzt alles um uns ruhig und sicher war, ließen wir uns nicht lange nötigen. Wir schliefen wie Dachs, bis uns die Sonne weckte. Es dauerte nicht lange, so kam auch einer der erwarteten Brüder; wir stiegen alle mitammen auf einen Nachen und fuhren Chartum zu. Dort blieben wir einige Stunden. Wir besuchten unsern Bauplatz, auf welchem sich schon eine schöne Kapelle erhebt und ergingen uns dann noch ein wenig in der Stadt, um ihre neuen Paläste zu bewundern.

Nachmittags fuhren wir nach Omderman über. Das war unser einstweiliger Bestimmungsort. Drei mutige Esel standen uns am Ufer zur Verfügung und da die Mission noch in einiger Entfernung vom Flusse liegt, bestiegen wir dieselben und hielten so unsern Einzug ins gelobte Land.

Am Missionshause angekommen, empfing uns der hochw. P. Huber mit offenen Armen. O, wie tut es einem in der Seele wohl, wenn man auch im fernen Afrika, mitten unter jenen Wilden, einen teuren Bruder findet, der die Sprache unserer Herzens und alle unsere Wünsche versteht! Ja, da ist's kein Wunder, daß alle sich in dem einen Gedanken und in dem einen Bestreben vereinigen, recht viel zur Ehre Gottes und zum Heile unsterblicher Seelen tun zu wollen.



## Aus Afrika.

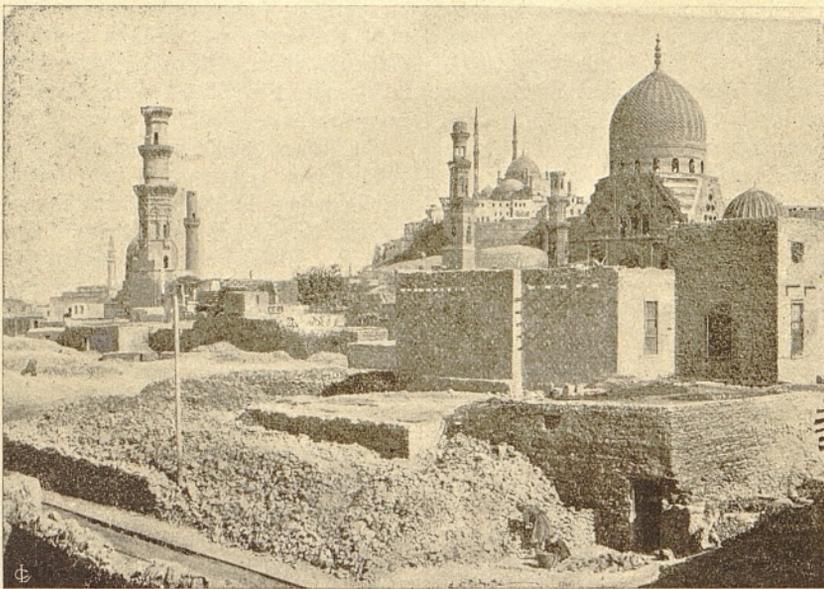
Bericht des hochw. Pater Antonio Vignato, Sohn des hlst. Herzens Jesu.

„Ist es denn möglich,“ fragte ich mich oft, wenn ich in unserer Zeitschrift die traurigen Schicksale unserer armen Neger las, „daß Knaben von 15 Jahren schon soviel leiden mußten? Daß sie schon sovielen Abenteuer erlebt und schon so oft den Leidenskelch

bis zur Gese auszutrinken genötigt waren?“ Das machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich nicht mehr wußte, was ich dazu sagen oder denken sollte; ja, mitunter zweifelte ich fast, ob das wirklich wahr sein könne!

Raum war es mir jedoch beschieden, selbst dorthin reisen zu dürfen und meinen Fuß auf afrikanischen Boden zu setzen, als mir auch schon bald ein Licht aufging, so klar, daß ich mich ob meiner früheren Zweifel selbst schämte. Wie viele solcher traurigen Erzählungen hörte ich nicht bald aus dem Munde dieser Unglücklichen (nun jedoch Glücklichen) selbst! Noch tragen sie im Gesichte oder auf dem Arme oder sonstigen Teilen des Körpers die Narben, die die frühere Grausamkeit ihnen eingebrannt oder geschnitten!

Aus Dankbarkeit gegen das hhl. Herz Jesu, das mich in seiner Güte auch berufen hat, etwas am Heile dieser Armsten auf der ganzen Erde zu wirken, will denn auch ich, wie so viele andere, meine Stimme erheben, mein Herz und meine Zunge ihrem Dienste weihen, auf daß das Echo ihrer Schmerzensklagen wie in mir, so auch in unserem mildtätigen Europa und dem noch mildtätigeren europäischen Herzen wiederhalle. Alsdann werden viele sich entschließen, diesen Unglücklichen durch milde Gaben zuhülfe zu kommen und einige vielleicht auch, ihrem



Mameluckengräber bei Kairo

Dienste sich selbst ganz zu weihen, indem sie, dem Rufe der Gnade folgend, in unsere so schöne Kongregation eintreten und später zu uns nach Afrika kommen.

In unserer Negerkolonie Gesira befindet sich unter andern auch ein Knabe von ungefähr 15 Jahren. Er ist aus dem Stamm der Schilluk und nennt sich N'Gaf. Seine hohe, jedoch magere Statur, sein klarer Blick und seine mangelhafte Farbe bekunden sogleich, daß er schon vieles gelitten haben muß. Auch mir war er gleich aufgefallen und da ich von Zeit zu Zeit einige Ausbrüche von ihm vernommen, die mich nicht mehr daran zweifeln ließen, daß in seinem Herzen eine tiefe und blutige Wunde sein

müsse, drang ich eines Tages etwas mehr in ihn, auf daß er mir doch ganz im Vertrauen sagen möge, was ihn noch drücke. Wir saßen beide im Schatten der grünen Bananen, welche unsere Kolonie umgeben und endlich, nachdem er noch einmal schwer auf-geseufzt, begann er seine traurige Geschichte:

„Abuna (mein Vater), unter dem ganzen Himmel ist doch wohl kein grausameres und wilderes Volk als die Derwische!“ Und indem er diese wenigen Worte sagte, füllten sich seine Augen schon mit Tränen. Zugleich aber funkelten sie wie drohende Blitze und dann malte sich auf seinen jugendlichen Zügen der Ausdruck des tiefsten Schmerzes. Es brauchte eine geraume Zeit, bis er sich wieder gefaßt hatte.

Dann fuhr er fort:

„Das Dorf, in dem ich geboren wurde, nannte sich Acci ago und liegt ungefähr eine Tagereise von Jashoda. Agner, mein Vater, war einer der Mächtigsten und Angesehensten unseres Dorfes; er hatte viele Freunde und selbst der Häuptling wollte ihm recht wohl, da wir viele Kühe hatten und mein Vater bereitwillig einem jeden Gastfreundschaft leistete, der bei uns darum ansprach.

Meine Mutter hieß Laah. Auch sie war eine sehr gutmütige Frau; fast niemals verließ sie das Haus und war immer beschäftigt: sie bereitete das Essen, besorgte die andern Bedürfnisse der Familie und gab sich auch viele Mühe, meinen noch kleinen Bruder Guacajo gut zu erziehen. Adulo, mein älterer Bruder, brachte ganze Tage am Flusse zu, indem er mit Angel und Lanze den Fischfang so glücklich betrieb, daß er uns alle stets reichlich mit seinen Waren versorgte. Ich tat garnichts, brauchte auch nichts zu tun; darum ging ich bald mit meinem Bruder fischen, bald mit meinem Vater auf die Jagd und wenn ich weder zu dem einen, noch zum andern Lust hatte, tummelte ich mich mit meinesgleichen im lustigen Spiele herum. O, wie waren wir da alle so glücklich! Uns fehlte garnichts und wir wußten kaum, daß es außer unserem Dorfe auch noch Leute auf der Welt gebe!

Bald sollte es jedoch anders kommen! Eines Tages erschienen in unserem Dorfe einige Männer mit erwichen Kleidern. Es wurde uns gesagt, es seien D e r w i s c h e, Anhänger eines großen Propheten, der sich M a h d i nenne. In einiger Entfernung von unserem Dorfe, nahe am Flusse, auf welchem sie zwei Kähne erbauten, schlugen sie ihre Zelte auf. Anfangs waren ihre Verhandlungen mit uns gut und schienen auch aufrichtig gemeint zu sein. Wir erhielten von ihnen Eisen und dafür gaben wir ihnen Milch, Butter, Fische u. dgl. Eines fiel uns jedoch auf: Während des Tages waren sie fast nie zuhause, sondern streiften immer umher und auf ihren Streifzügen waren sie stets mit Flinten, Lanzen und andern Waffen versehen. Bald gesellten sich zu ihnen noch mehrere andere; diese waren zu Pferde und wenn sie ausritten, kehrten sie erst nach zwei bis drei Tagen wieder zurück. Ja, ihre Zahl wuchs immer mehr! Fast täglich kamen Nachen den Fluß hinauf, andere kehrten wieder zurück und diese waren immer mit Leuten angefüllt, die bis zu den Zähnen bewaffnet waren. Die Zelte dieser unheimlichen Gäste wurden immer zahlreicher und kamen unserem Dorfe immer näher.

Das wurde den Schluß unseres Dorfes schließlich doch zu verhängnisvoll! Umso mehr, da mit der Zahl

auch ihre räuberischen Anforderungen immer dreister und unverschämter wurden. Sie duldeten garnicht mehr, daß einer der Unserigen zu ihnen komme; sie selbst jedoch gingen, wohin es ihnen beliebte und trafen sie etwas, was ihnen gefiel, so nahmen sie es einfach mit; zuerst kleinere Sachen, dann aber schon Schafe und Ziegen und zuletzt gar unsere Kühe. Wehe demjenigen, der es gewagt hätte, ihnen zu widerstehen! Sofort drohten sie mit der Flinte und alle zu ermorden, die im Hause waren.

Mitunter kam es dennoch vor, daß sie hier und da auf Widerstand stießen; doch dafür glaubten sie das Recht zu haben, sich ordentlich rächen zu können und ihre Rache bestand gewöhnlich darin, daß sie die stärksten Kinder jener Familien mit sich nahmen und zu Sklaven machten. Oft bezeichneten sie ihren Weg mit Blut! Überall herrschte tiefe Trauer und man wußte kein Mittel, diese Tyrannen wieder los zu werden.

Zu diesem Zwecke versammelten sich die Männer von Acci ago mehreremale und beschloßen endlich, die D e r w i s c h e in ihren Hütten anzugreifen und zu nötigen, die Gegend zu verlassen. Doch alles war umsonst: Diese rauhen Eindringlinge gebrauchten immer ihre Flinten und überallhin streuten sie Tod und Verderben. Die Unserigen hatten also garnichts erreicht; im Gegenteil, sie hatten ihre Feinde nur noch mehr erbittert. Fast kein Tag verging, ohne daß man von beiden Seiten versucht hätte, den Gegner zu überwinden.

O, das waren traurige Tage für mich! Mein Vater ließ mich nie mehr zum Spiele gehen; mit meiner Mutter und meinem jüngeren Bruder hatte er mich ins hohe Gras versteckt, während er selbst und mein älterer Bruder, mit Lanzen bewaffnet, etwas entfernt von uns Wache hielten. Befanden wir uns jedoch zuhause, so hielten beide einige Dutzend Schritte von diesem entfernt Wache. Drohte uns irgendwelche Gefahr, so gab der Vater uns ein Zeichen; wir flüchteten schnell durch eine hintere Türe und begaben uns zu unserem Schlupfwinkel. So waren wir immer, wenn die D e r w i s c h e ins Haus kamen, schon in Sicherheit und da mein Vater sehr klug war, die D e r w i s c h e freundlich aufnahm und ihnen alles überließ, wonach ihnen gelüstete, gelang es ihm, uns einige Zeit glücklich zu verbergen.

Die Plage wurde jedoch bald zu groß; so konnte es nicht mehr weiter gehen. Die Krieger des Dorfes berieten sich von neuem und bestimmten einige der Tapfersten, auf ein gegebenes Zeichen in die Hütten der D e r w i s c h e einzufallen, sie in Brand zu stecken und alle, die sie anträfen, zu ermorden.

Alles war bereit; doch als der verabredete Moment

gekommen war, waren die Derwische alle spurlos verschwunden. Wohin wußte niemand. Man bemerkte, daß sie jedoch alles mit sich genommen hatten, sodas man annehmen mußte, sie würden für immer sich entfernt haben. Bevor sie noch abgereist, hatten sie mehreren der Unserigen, die sie geraubt, den Kopf abgeschlagen und, um uns noch mehr Schrecken einzujagen, dieselben auf Pfähle gesteckt.

Kaum hatte sich die Nachricht von ihrer Abreise verbreitet, atmeten alle wieder leichter auf. Man schlug die Trommel und die Freude wurde allgemein. Viele liefen zu den verlassenem Hütten, um sich mit eigenen Augen von der Wahrheit dieser frohen Märe zu überzeugen. O, wer alle die Flüche und Verwünschungen gehört hätte, die man jenen nachschickte! Rasend vor Wut und Rachbegierde schwenkte man die Lanzen in der Luft herum und schwor sich, falls sie wiederkehren sollten, sie buchstäblich in Stücke zu zerreißen und an ihnen das Blut der unschuldigen Opfer zu rächen. Nach wenigen Tagen war schon wieder alles beim Alten. Jeder ging seinen Beschäftigungen nach und es schien, als habe man die traurigen Ereignisse der letzten Tage schon wieder vergessen.

Sechs Tage waren vergangen, seit die Derwische abgezogen waren. Da ertönte auf einmal, als man am wenigsten daran dachte, das Zeichen der Gefahr und des Krieges. Der Schrecken wurde von neuem allgemein. Die kampfrüstigen Männer ergriffen sofort ihre Waffen und begaben sich zum großen Baum, der immer als Sammelplatz gedient hatte. Auch mein Vater und mein Bruder griffen nach den Waffen und begaben sich an den bezeichneten Ort. Meine Mutter nahm eilends meinen noch kleineren Bruder und mich, rief dem sich entfernenden Vater noch nach, daß er Erbarmen mit uns haben möchte und fort ging es mit uns . . . wo niemand uns finden würde. Mein Vater fuhr dreimal mit der Lanze durch die Luft, quer über seinen Kopf. Wir verstanden ihn, denn er wollte mit diesem Zeichen andeuten, daß man zuerst ihn töten müsse, um uns auch nur ein Haar zu verdrehen.

Nach dem schrecklichen Kriegszeichen folgte ein noch schrecklicheres Stillschweigen. Die Krieger waren um den Baum versammelt und der Häuptling teilte die Befehle aus. Das dauerte lange, lange, viel länger als gewöhnlich. Meine Mutter konnte es in ihrem Verstecke fast nicht mehr aushalten. Was möchte denn da vorgefallen sein?

Schon wollte sie herausgehen, um sich näher zu erkundigen, als sie die Stimme meines Vaters vernahm, welcher sich uns näherte und uns alle noch-

mals zu sich rief. Wie entsetzten wir uns jedoch alle, als wir sein Gesicht so verstört, seine Augen so unruhig und fast mit Tränen gefüllt sahen!

Wir hatten ihn schon verstanden: Ein großes Unglück mußte uns bevorstehen. „Es ist eine Nachricht vom Mak von Faschoda gekommen,“ sprach er, „daß die Derwische noch in dieser Nacht wiederkehren werden und willens sind, hier selbst alles, was sie nicht mitnehmen können, mit Feuer und Schwert zu verwüsten.“ Während er dies sagte, fuhr er so grimmig mit der Lanze durch die Luft, daß es schien, er wolle den Feind durch und durch stechen. Wir zitterten selbst bei seinem Anblicke!

Wir machten uns daran, alles, was brauchbar und transportabel war, in große Bündel einzupacken; was wir nicht mitnehmen und auch nicht verbergen konnten, zerstörten wir.

Nachdem wir damit fertig waren, nahm mein Vater eine Ziege und opferte sie dem Geiste aller Übel, damit er uns auf der Flucht doch nicht schaden möge und wir verließen unsere Hütte, alles übrige Vieh vor uns hertreibend.

Da hörte man noch einmal das schreckenenerregende Zeichen: Es war das verübredete Signal zur allgemeinen Abreise.

Was in dieser Zeit mit mir und um mich herum sonst noch geschah, weiß ich selbst nicht; ich war damals noch ziemlich klein und hatte noch keinen rechten Begriff von der ganzen Tragweite unserer kritischen Lage. Von Zeit zu Zeit schmiegte ich mich an die Mutter, von der ich bemerkt hatte, daß sie jetzt ganz besonders zärtlich gegen mich war und wich oft an ihr Herz drückte, gerade als ob sie bange sei, ich möchte von ihr getrennt werden. Den Vater wagte ich kaum anzuschauen, so schrecklich sah er drein. Ein paar dicke Tränen rollten über seine rauen Wangen. Das tat mir sehr wehe, denn ich hatte ihn in meinem Leben noch nicht weinen gesehen. Auf einmal nahm mich mein Vater unter den Armen, setzte mich auf seine Schultern und fing an zu laufen, so schnell ihn seine Beine nur tragen konnten; dabei schrie und raste er, daß ich fast vor Schrecken da oben gestorben wäre. Meine Mutter hatte den kleinen Bruder ergriffen und kam uns nachgelaufen. Der ältere Bruder trieb die Herde. Wie wahnsinnig waren wir alle und — . . . Der arme Kleine stockte . . . er konnte nicht mehr weiter reden.

Nachdem ich ihn etwas getröstet hatte, begann er von neuem: „Ja, so mochten wir zwei Stunden gelaufen sein und mit uns noch viele andere, als der Häuptling das Zeichen zum Stillstehen gab.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Missionsleben.

### Ein Lahmer als Apostel.

Sogar ein armer kleiner Lahmer, macht nach seiner Art gute und vortreffliche Propaganda. Er ist ein armer Junge im Alter von neunzehn Jahren, den man höchstens für acht oder neun Jahre alt hielt. Er geht auf allen Vieren und hält den Kopf zwischen beide Hände gesenkt. Bei seiner Ankunft hatte er, ich weiß nicht wieviele eiternde Wunden am Leibe, welche einen unausstehlichen Geruch verbreiteten. Nach Anwendung von Arzneien bleiben noch zwölf übrig. Eines Tages erklärten ihm seine Eltern, welche überdrüssig waren, ihn zu ernähren, ohne weiteres, er solle machen, daß er fortkomme und gehen, wohin er könne. Es war also garnicht darauf zu rechnen, daß er zuhause verbleiben könne. Die Geduld war erschöpft und die Geldmittel reichten nicht mehr hin. Der Junge, der kaum mit zerfetzten Lumpen bekleidet war, ging weinend fort. Wohin sollte er gehen? Er mußte es nicht. Drei Tage lang kroch er, wie es ihm eben möglich war, ohne bestimmtes Ziel dahin. Sein Schutzengel geleitete ihn. Er kam an unsere Türe und wir nahmen ihn gerne auf.

Er wurde in einem Winkel unseres kleinen Sprechzimmers untergebracht und bald sang er, ungeachtet seiner fürchterlichen Wunden, lustig wie ein Fink mit paradiesischer Stimme seine Gebete und die Glaubenslehre. Sobald er von unserm Glauben etwas verstand, fing er an, es jedem, der da kam, zu erklären. Und seine Sprache, durch den Anblick seiner Wunden unterstützt, ist keineswegs die am mindesten wirksame Predigt.

Oft kommen von ferne Leute zu uns, welche sagen, sie wünschten Christen zu werden. Ist der Abend gekommen, so kann ich sie nicht einladen, ins Wirtshaus zu gehen, um dort zu übernachten. Wir sind zu weit weg; es wäre grausam. Ein wenig Stroh, welches im Sprechzimmer auf dem Boden ausgebreitet wird und wenn es kalt ist eine Decke, genügen ihnen. Da ist nun für meinen Lahmen eine gute Gelegenheit, seinen Glaubenseifer zu betätigen. Bisweilen, wenn alle unsere Leute ruhen, höre ich gerne den Ermahnungen zu, welche mein kleiner Schützling den Besuchern des Tages gibt. Der Knirps ist geschickt und spricht von dem Werke der Religion des Vaters derart, daß es eine Freude

ist, zuzuhören. Er kann keine Ahnung haben, daß ich ihn höre. Am folgenden Tage frage ich ihn, welchen Eindruck die Besucher des vorigen Tages auf ihn gemacht; er irrt sich gewöhnlich nicht in seinem Urteil. Er sagt mir: „Vater, der da wird nie Christ werden. Er hat eine böse Geschichte auf dem Herzen; das hat ihn angetrieben, hieher zu kommen.“ Oder wiederum: „Vater, der da ist ein braver Mann; ich mußte die ganze Nacht von der Religion mit ihm reden. Ich habe ihn sogar das und das Gebet gelehrt.“

Am Weihnachten war hier sehr großes Fest. Man zählte der Neugierigen bei Tag und Nacht zu Hunderten: man kam aus den benachbarten Dörfern in Menge, als ob, so sagten die Heiden, Markt gewesen wäre. Die Mutter des Lahmen kam auch; der Kleine fing an zu weinen, als er sie erblickte. Ich hörte ihn und eilte herbei; das war das erstmal, daß ich ihn weinen sah. Seine weniggleich heftigen Schmerzen hatten ihm nie Tränen erpreßt. Das war auch nicht der erste Besuch seiner Mutter. Warum also die Betrübnis. Ich fragte ihn darüber. „Meine Mutter weigert sich, ungeachtet meiner Ermahnungen, Christin zu werden. Wie, Vater, sollte mich das nicht betrüben?“ Das war seine Antwort. Sie entlockte auch mir Tränen, aber es waren Freudentränen. Ich hätte den armen lieben Kleinen gerne umarmt.

Als die Kälte empfindlicher ward, ließ ich meinen Lahmen aus dem Sprechzimmer in die Küche an die Öffnung des Herdes hinaufkommen, damit er seine blutarmen Glieder erwärmen könnte. Das war eine bedenkliche Sache. Die andern Bediensteten wollten es durchaus nicht haben. Es widerstrebte ihnen, daß sie stets den stinkenden Geruch, den seine Wunden ausdünsteten, riechen sollten. Mein Koch, der eine gewisse Liebe zur Reinlichkeit hat, berief sich auf diese Tugend, um ihm den Eintritt in sein Gebiet zu verweigern. Ich mußte böse werden, ob schon ich dieses Gefühl der Abstoßung ganz gut begriff. „Wie?“ rief ich in erzürntem Tone aus, „seid ihr Christen oder nicht? Ihr könnt kein Mitleid haben mit diesem Kinde, wenn Gott soviel Mitleid mit euch hat? Was riecht übler, eure Sünden oder seine Wunden? Gott erträgt die einen und ihr, ihr weigert euch, die andern zu ertragen?“ —

„Der Vater hat Recht,“ versetzte derjenige aus ihnen, der am Christlichsten war. Der Platz war erobert.

Einige Tage nachher kam die Mutter des Lahmen wieder, um ihren Sohn zu besuchen. Da sie nicht in die Küche hinaufgehen konnte, verlangte sie, daß ihr Sohn zur Pforte herunterkomme. Er antwortete: „Kommt sie, um Christin zu werden? Wenn ja, so gehe ich hinunter; wenn nein, so gehe ich nicht.“ Und er hielt Wort, er ging nicht hinunter.

Was sagen Sie von diesem armen Jungen? Er hat nichts Menschliches an sich als das Gesicht, ein freundliches, sanftes und lächelndes Gesicht, voll Reinheit und Offenherzigkeit; ich liebe ihn deshalb auch so sehr, daß alle Leute in meiner Umgebung darüber eifersüchtig werden könnten.

\* \* \*

## Nutzen einiger medizinischer Kenntnisse für einen Missionär.

In diesen Tagen mußte ich mich auf eine kleine Reise begeben, um einige notwendige Sachen für unsere Mission zu besorgen. Am Mittag kehrte ich in eine Art Wirtshaus ein, um mir eine Tasse Tee und etwas Brot dazu geben zu lassen. Kaum war ich dort, als auch schon von allen Seiten Neugierige herbeiströmten, um den sonderbaren Menschen zu sehen.

Ein großer Mann von starkem Wuchse kommt zu mir heran. Nach einigen wechselseitigen, ziemlich unbedeutenden Fragen sagte er zu mir: „Alter Meister, hättest du zum guten Glück nicht Heilmittel für die Augen? Sieh, wie die meinigen entzündet sind!“

„Ja, ja,“ antwortete ich ihm, „ich mache mir ein Vergnügen daraus, braven Leuten wie du bist solche zu geben! Bring' mir einen Topf Wasser, ich will dir eines bereiten!“

Da entstand große Freude unter den Anwesenden; alle machten sich schnellstens davon, die frohe Botschaft anzukünden und Gefäße zu bringen, in welche sie das kostbare Augenmittel hineintun könnten. Bald nachher kamen alle, die in der Gegend waren, auf den Wunderarzt zu: die einen mit einer Eierschale, die andern mit einer Kürbischälfe, kurz mit dem, was sie eben besaßen oder fanden. Die Szene war komisch!

Ich behielt jedoch den größten Ernst bei und, um nicht Unzufriedene zu machen, beauftragte ich den Wirt, die Verteilung vorzunehmen. Alsdann packte ich meine Sachen zusammen und setzte meinen

Weg fort. Die Kinder folgten mir und sagten staunend zu einander: „Der große weiße Mann aus dem Abendlande gibt Heilmittel und das noch umsonst!“ Die Teilnahme für mich und das allgemeine Interesse war groß. Bei meiner Rückkehr erhielt ich einen schlagenden Beweis dafür:

Ganz müde reiste ich, zwar nicht durch denselben Ort, doch nicht weit davon, wieder meiner Heimat zu. Das Wetter war nicht besonders anmutig. Glühend heiß brannte die Sonne hernieder und mich quälte ein großer Durst. Als ich in die Nähe menschlicher Wohnungen kam, eilten mehrere sofort auf mich zu, um mich zu begrüßen; unter andern auch ein Mann mit Riesenschultern. Er drückte alle sich ihm im Wege Befindenden beiseite, indem er angab, er müsse unbedingt mit dem Vater sprechen.

„Alter Meister,“ redete er mich ganz vertrauensvoll an, „alter, guter Meister, du kennst mich wohl noch?“ Da ich mich jedoch nicht sogleich erinnern konnte, flüsterte mir mein Katechet ins Ohr: „Vater, es ist der Mann, der vor wenigen Tagen bei dir war und dich um ein Heilmittel für seine Augen bat.“

„Ob ich dich kenne,“ erwiderte ich ihm also sogleich, „ich habe dich ja noch vor Kurzem gesehen!“

„Also, Vater, darf ich dir eine Schale Tee anbieten?“

„Gewiß, mein Lieber; bin dir sehr dankbar!“

Da gabs ein Vergnügen! Als ich meinen Wunsch äußerte, eine Tasse Tee zu trinken, wollte nicht nur dieser gute Mann mir jenen Liebesdienst leisten, sondern auch alle andern erklärten sich dazu bereit, sodaß es beinahe einen Streit gegeben hätte, wer von ihnen diese Ehre haben sollte. Wie sich doch die Zeiten und die Leute in ihr ändern! Noch nicht lange ist es her, daß man sich noch ebenso, ja noch mehr darum stritt, mir den Weg durch ihr Land zu gestatten!

Soviel vermögen einige ganz primitive Heilmittel, ein paar Körner Zinksulvat und ein bißchen Nächsteliebe.

A. M.

\* \* \*

## Missionsreisen.

Ich benütze die Gelegenheit, Ihnen etwas Näheres von meinen letzten apostolischen Arbeiten und Reisen mitzuteilen.

Gewöhnlich stürzen sich die Wilden, die uns noch nicht gesehen und kennen gelernt haben, bei unserem Erscheinen in schleunigste Flucht. Was ihnen am

kostbarsten scheint, nehmen sie mit sich; doch da sie gewöhnlich nicht viel besitzen, so hindert sie ihr Gepäck nicht sonderlich. Auch die Kleider hindern diese Wilden auf der Flucht nicht, denn sie haben nur einen schmalen Lederriemen um die Lenden. Da komme ich mitunter in Dörfer, wo mir hundert und noch mehr Hütten zur Verfügung stehen; die Einwohner derselben sind alle davon und so befinde ich mich mitten im Dorfe wie in einer Wüste.

Ich warte geduldig, bis es den Beherztesten beliebt, mit uns in Verkehr zu treten, denn obsonen ich niemanden merke, so weiß ich doch, daß wir nahe überwacht sind. Ja, es ist sogar der Augenblick, wo man die Wachsamkeit verdoppeln muß, damit man von denjenigen, welche ganz leise aus dem Gebüsch hervortreten können, nicht überrascht werde. Man verleumdet diese guten Wilden nicht, wenn man sagt, daß man sich bei ihnen auf alles gefaßt machen muß!

Nach Verlauf einer Viertel-, bisweilen einer halben Stunde ertönt in der Ferne die Frage: „Wer geht da?“ Einer meiner Leute nimmt das Wort und sagt: „Ich bin der und der!“ „Und ich,“ sagt der andere in der Ferne, „bin der und der!“ Mein Mann fährt fort: „Ich bin mit dem und dem gekommen; (die Reihe kommt an alle); der Weiße, welcher da ist, ist der und der!“ „Was will dieser Weiße da? Warum ist er gekommen?“

Das Gespräch wird bisweilen ganze Stunden lang in diesem Tone fortgesetzt. Endlich aber schwindet unter Beihilfe des Versprechens von Geschenken die Furcht; das Dorf bevölkert sich wieder; man nähert sich allmählich; man plaudert und die Eingeborenen sind die ersten, welche über ihren Schrecken lachen. Insbesondere aber umringt man den Weißen, über den die drolligsten und nicht immer schmeichelhaftesten Urteile ausgesprochen werden.

Alsdann trete ich selbst auf und tue den Zweck meines Kommens kund, indem ich erkläre, daß ich vorzugsweise die kranken, magern und unglücklichsten Kinder mit mir nehmen möchte. Man macht mir schöne Versprechungen für den kommenden Tag und verabschiedet sich, denn es ist schon spät.

Vor dem Abschiede jedoch versammle ich die jungen Leute der Mission und diejenigen, die sich uns anschließen wollen, um den lieben Gott für den guten Ausgang unserer Mission zu bitten.

Es ist wirklich eine große Freude für mich, hier mit einigen guten Leuten für mich beten zu können, wo vielleicht noch niemand die Hände oder das Herz zu ihm erhoben hat! Nach dem Abendgebete empfehlen wir uns der Obhut unseres hl. Schutzengels.

Das war nicht unnütz, denn wir waren die ganze Nacht der Willkür dieser Wilden anheimgegeben!

Unter den Eingeborenen, welche uns beobachteten, flohen die einen eiligst davon, die andern lachten über uns. Da sie zum erstenmale ein Gebet verrichten sahen, konnten sie nicht ahnen, um was es sich handelte. Ich ergreife die Gelegenheit, ihnen etwas vom lieben Gott zu reden. Es ist ein kleines Samenkorn, das ich im Vorübergehen hinstreue und ich bitte Gott, daß er ihm Gedeihen geben wolle.

Am folgenden Morgen führt man einen kleinen Sklaven herbei; er macht große Augen, da er mich sieht; aber die Knaben der Mission sagen ihm, er solle sich nicht fürchten.

„Willst du mit mir kommen?“ fragte ich ihn, „dann sollst du nicht mehr Sklave sein; man wird dich nicht mehr mißhandeln und wenn ich einmal sterben werde, wird man dir auch nicht den Kopf abhauen!“

Selbstverständlich läßt sich der Kleine das nicht zweimal sagen; sofort erklärt er sich bereit. Dann nehme ich mein Messer und schneide zur großen Verwunderung aller die Banden des Unglücklichen entzwei. „Aber,“ rufen sie mir zu, „zerschneide die Banden nicht, sonst macht er sich davon!“

Ich erkläre ihnen alsdann, daß der kleine Sklave so frei geworden ist wie ich; ich versuche, ihnen zu beweisen, daß sie Unrecht tun, die Sklaven so zu mißhandeln, sie zu stehlen und beim Tode ihres Häuptlings den Kopf abzuhaufen; doch sind diese Gewohnheiten so eingewurzelt, daß sie garnicht glauben können, daß ihnen dieses nicht erlaubt sei.

Kurz nachher marschirten wir weiter, dem Innern zu, doch unter welchen Beschwerden! Gott allein weiß es! Die Dörfer liegen 10—15 Kilometer entfernt und man muß, um dorthin zu gelangen, bald durch die dichtesten Gebüsch, bald durch Sümpfe, wo das Wasser bis an den Gürtel reicht; bisweilen muß man von Wurzel zu Wurzel springen, um nicht im Moraste stecken zu bleiben. Solche Reisen sind für die Europäer oft gefährlich (man zieht sich Sumpffieber zu, welche oft das ganze Leben hindurch dauern). Noch kann man von Glück sprechen, wenn es einem gelingt, ein oder zwei Kinder loskaufen zu können!

Auf meiner Weiterreise hatte ich den kurz vorher befreiten Knaben mitgenommen. Als wir kamen, von wo aus er nicht mehr so sehr weit von seiner Heimat entfernt war, sprach ich zu ihm: „Höre, du bist nun frei; wenn du willst, kannst du in dein Dorf zurückkehren!“

„Ach, Vater,“ entgegnete mir der Kleine, „soll ich dich verlassen? Das werde ich nie und nimmer tun! Ich werde stets bei dir bleiben und dich

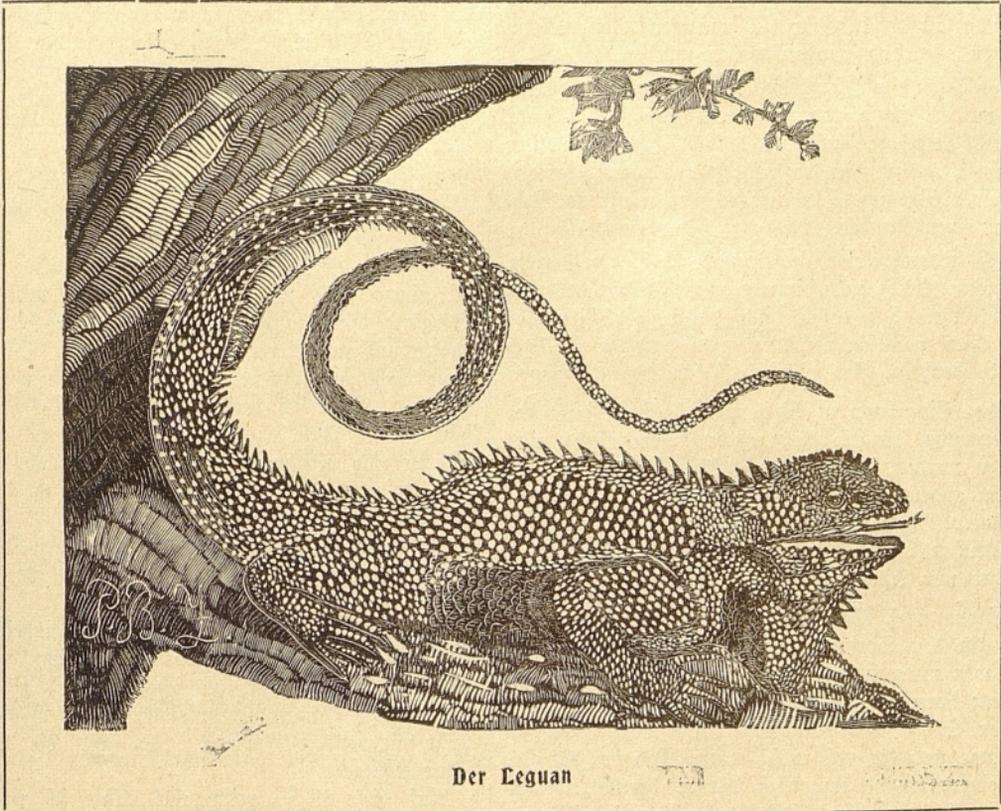
unter keinen Umständen mehr verlassen! Bist du's zufrieden, so kann ich dich in ein Dorf führen, wo du viele Kinder loskaufen kannst."

Wir begaben uns sofort zu jenem Dorfe, nahmen jedoch keinen Mundvorrat mit, da wir gedachten, am selben Abend noch umzukehren. Mein glücklicher Schützling trillerte ein Lied vor sich hin und ich bat die liebe Gottesmutter Maria, mir in meinem Unternehmen beistehen zu wollen.

Plötzlich schreit einer der Männer, die vor mir

hergehen, laut auf, legt die Hand auf seinen Fuß und ich sehe, wie sich dieser mit Blut bedeckt.

Was, eine Schlange? und ich habe gar kein Heilmittel bei mir! Ich trete näher und sehe, daß sich der Mann an etwas, was die Eingeborenen „Veïolo“ nennen, verwundet hatte. Obschon es ziemlich bedenklich war, so war es doch besser, als wenn es vom Bisse einer Schlange hergerührt hätte. So gut es eben ging, kurierte ich ihm die Wunde; einen Verband anzulegen, verschob ich bis auf den Abend.



Der Leguan

Diese Wilden befinden sich noch im ursprünglichen Zustande der Barbarei. Sie kennen das Pulver und die Flinten nur vom Hörensagen. Desungeachtet sind sie beständig im Kriege, Dorf gegen Dorf; ihre Hauptwaffe ist ein Messer. Doch gebrauchen sie auch kleinere Mittel, die nicht immer die unwirksamsten sind. Der Veïolo ist ein kleines Stück Bambusrohr, ungefähr 15 cm lang. Sie tragen immer einen Vorrat davon bei sich, um ihren Rücken zu schützen. Wenn sie fliehen, stecken sie diese kleinen Stücke Bambusrohr so in die schmalen Fußwege, daß der

dünne Teil nach oben steht. Sie haben diese Waffe, welche beim ersten Anblick garnichts zu bedeuten scheint, noch vervollkommenet, sodaß sie auch schwere Wunden hervorzurufen in stande ist. Mit dem den Wilden eigenen Naturtriebe haben sie an der Spitze des Bambusrohres einen kleinen, kreisförmigen Einschnitt anzubringen gewußt, damit dasselbe brüchiger werde; dann tauchen sie es in Spanischpfefferjaft. Wenn ein Unvorsichtiger seinen Fuß auf diese sehr geschickt verborgenen Bambusrohre setzt und einen Schmerz empfindet, zieht er sich unwillkürlich etwas

zurück. Dadurch bricht die Spitze ab und bleibt so ganz mit ihrem Spanischpfefferjaft in der Wunde stecken. Diese schwillt an und oft ist ein Mann auf diese Weise für zwei Monate kampfunfähig gemacht.

„Ist das Dorf noch weit entfernt?“ fragte ich endlich etwas ungeduldig den Knaben.

„Vater, wir sind bald da!“ entgegnete er.

Im gleichen Augenblicke ertönt in geringer Entfernung ein fürchterliches: „Wer geht da?“

„Ich bin es, euer Bruder Ngondo!“ — Also Ngondo ist da? Gut; in wenigen Augenblicken wußten alle, daß wir ankommen würden.

Ich lasse den Häuptling, einen gewaltigen Riesen mit wildem Auge, rufen und erkläre ihm den Zweck meines Besuches; auch machte ich ihm das übliche Geschenk, doch schien er nicht ganz damit zufrieden zu sein. Desungeachtet versprach er mir beim Weggehen einen Knaben.

Ich wartete eine, zwei und wohl auch mehr Stunden, doch noch immer keine Nachricht vom Häuptlinge. Ich dachte schon daran, abzureißen; es gibt hier nämlich nichts zu essen und da ich auch am Fieber litt, fiel mir das Fasten doppelt schwer.

Die Eingeborenen hielten mich zurück mit der Beteuerung, der Häuptling werde seinem Worte nicht untreu werden, die Knaben befänden sich aber in einem andern Dorfe und es brauche Zeit, um sie zu holen. Ich war in der That nicht in einem eigentlichen Dorfe, sondern auf einem Vorposten, welcher nur Lärm zu schlagen hat.

Warum muß aber auch die Zeit für die Schwarzen, entgegen dem Sprichwort der Engländer, nichts sein? Es war nunmehr zu spät, an das Umkehren zu denken; denn es war unmöglich, mitten in den zahlreichen Sümpfen den richtigen Weg zu finden. Ich verlange zu essen und mein armer Ngondo, der sich seit einer Stunde vergeblich darum bemüht, bringt mir endlich drei Eier. Ein guter Fund! Ich zerbreche sie sofort, nehme aber leider wahr, daß sie drei ganz ausgebildete Hühnlein, die aber schon lange tot waren, enthielten. Ungeachtet des Hungers fühlte ich, daß sich mein Magen gegen solche Nahrung sträubte; ich gab die Eier meinem Nachbar, der sie mit Dank annahm und nicht so viele Umstände machte, um ein Unterkommen für sie zu finden. „Aber, Ngondo, was essen denn die Eingeborenen?“ „Vater, schau diese großen Bäume an; man bricht die Zweige derselben ab, um die Blätter davon zu nehmen; man kocht und isst sie!“

Das eigentliche Dorf ist in der That drei Stunden

von hier entfernt und man hat an diesen Vorposten absichtlich nichts gepflanzt, damit der Feind, wenn er kommt, nichts zu essen finde. „Und sind diese Blätter gut?“ — „O Vater, ich aß deren, als ich Sklave war, viele, denn damals hatte ich immer Hunger; aber jetzt . . . Indessen werde ich, wenn du willst, davon essen, um dir Freude zu machen.“

„Es handelt sich nicht darum, mir Freude zu machen, sondern darum, mir etwas zu essen zu finden. Warum sagtest du mir, das Dorf sei nicht weit weg!“

„Vater, ich habe schon gehörig gesucht; ich versichere dir aber, daß es hier nichts anderes zu essen gibt, als diese Blätter!“ „Wohlan, so koch mir Blätter; im Kriege geht es eben nicht anders!“ Dennoch dachte ich bei mir selbst: Baumblätter ohne Salz, ohne Fett, ohne irgendwelches Gewürze werden etwas fade schmecken!

Während dieser Zeit war der Häuptling mit dem versprochenen Knaben zurückgekommen und schon vergaß ich meine famose Mahlzeit.

Plötzlich erscheint Ngondo mit fröhlicher Miene mit einem Paket aus Blättern, das er mit großer Sorgfalt öffnet und mir mit siegreicher Miene behaarte und ganz lebendige Raupen zeigt. Es waren ihrer wohl zweihundert. Ngondo sah meine verblüffte Miene. „Aber ich versichere dir, daß das sehr gut sein wird,“ sagte er und hierauf greift er in diese Blätter und verschluckt ein halbes Duzend haarige Raupen, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen, sie über das Feuer zu halten. „Nun gut, so ist's recht,“ sagte ich lachend; „sie werden meinen Blättern als Fett dienen. Welch ein Schmaus für diesen Abend!“

Blätter und Raupen wurden nach einheimischer Art gekocht und ich verzehrte das Gericht, welches nicht so ekelhaft war, als ich es gedacht hätte, in der nämlichen, nicht minder einheimischen Weise, das heißt mit meinen Fingern. Ich fand die Raupen sogar sehr zart.

Auf diese Weise reiste und lebte ich ungefähr einen Monat lang; aber trotz aller meiner Bemühungen konnte ich nicht mehr als sieben Knaben loskaufen. Nun, Gott sei gedankt, daß ich mit seiner Gnade noch soviel fertig gebracht habe!

Christus wäre, wie die Kirchenväter sagen, auch für das Heil einer einzigen Seele am Kreuze gestorben, wenn sein himmlischer Vater es verlangt hätte. — Bei diesem Gedanken kann ich mich noch trösten, wenn ich jeden Monat sieben retten könnte. Der liebe Gott gebe mir dazu seine Gnade!

## Bekehrung und erbaulicher Tod eines Häuptlings.

**N**alek war schon 70 Jahre alt, als er sich bekehrte und getauft wurde. Diese große Gnade hatte er sich auch zum Teil durch seine große Liebe zur Gerechtigkeit verdient. Er war ein großer Häuptling, doch nie wendeten sich seine Untergebenen an ihn, ohne von ihm gütigst empfangen zu werden.

Nachdem er selbst das Licht gesehen, bemühte er sich, dasselbe auch in den Augen seiner Familie und seines Volkes erglänzen zu lassen. Um desto schneller und sicherer zum gewünschten Ziele zu kommen, zeigte er sich fürder noch immer freundlicher, freigebiger und herablassender gegen alle: den Armen gab er Nahrung, den Obdachlosen eine Herberge und allen insgemein diente er als herrliches Beispiel eines guten Christen.

Er war, wie gesagt, schon alt und auch oft kränklich: Doch bewahrte er stets eine große Geduld. Seine letzte Krankheit war insbesondere erbaulich. Ein Pater besuchte ihn oft und auf seine Bitten brachte er ihm auch oft das Brot der Starken. In seinem Bette sitzend, mit seinen schönsten Kleidern angetan, empfing er seinen göttlichen Gast mit einem Glauben, der die zahlreichen Heiden, welche Zeugen dieser rührenden Szenen waren, in Staunen setzte. Er unterließ nie, selbst mit lauter Stimme seine Vorbereitung in Form einer Anrede an den göttlichen König zu machen und seine Dankagung war immer recht innig und dauerte lange.

Der Teufel, voll Eifersucht, plagte ihn ungemein; aber er hielt tapfer aus. Er kämpfte bis ins Delirium und stets triumphierte er über die wiederholten Angriffe des Feindes.

In seinem kindlichen Glauben wollte er beständig einen Stoc an seinem Bette haben; er ergriff ihn bei jeder neuen Erscheinung des Versuchers und

schlug nach rechts und links, bis der Feind geflohen war. Ich hatte indessen keine Mühe, ihn zu überzeugen, daß es eine kräftigere Waffe gebe; sachte nahm ich ihm den Stoc weg und setzte ein Weihwassergefäß an seinen Platz und gab ihm ein Kruzifix. Von jetzt an war der Sieg gesichert, aber mittels vieler Kreuzeichen, Besprengungen mit Weihwasser, inniger Küsse auf das Bild des gekreuzigten Jesus!

Es war an einem Samstage; in aller Eile ruft man mich, um dem Kranken die letzte Dlung zu spenden und mit ihm die Sterbegebete zu verrichten. Ich machte mich auch sogleich auf den Weg nach ihm. Bei meiner Ankunft schien er wie neubelebt. Mit inniger Andacht empfing er die hhl. Sakramente und verschied dann sanft und selig im Herrn.

Bei seinen Untertanen und im ganzen Lande war unermessliche Trauer. Als ich am Vorabende des Leichenbegängnisses ankam, schickte sich eine dicke Menge an, nach ihren leider sehr traurigen Gebräuchen die Nacht beim Leichenbette zuzubringen. Um gegen diese schändlichen Übungen einzuschreiten und ihnen die Majestät der christlichen Zeremonien entgegenzusetzen, beschloßen wir, eine heilige Wache bei der Leiche zu halten. Die Übertragung der Leiche fand feierlich bei einbrechender Nacht statt. Es geschah mit allem Pompe, den uns unsere armen Verhältnisse erlaubten. Die Zeremonien waren wirklich ergreifend. Die Heiden selbst waren davon gerührt und folgten gesammelt unseren Übungen, Gebeten, frommen Lesungen, Kreuzwegandacht, Rosenkränzen, welche wir für die Ruhe der Seele dieses teuren Hingeshiedenen hielten. Morgens las ich die hl. Messe für ihn, der alle sich hier befindenden Christen beiwohnten.

Gott möge geben, daß der gute Samen, den wir gestreut, durch die Fürbitte seines Dieners bald aufgehe und reichlich Früchte tragen möge! A. M.



## Am Marterpfahl.

Novelle von Pater Bernard Zorn, Sohn des heiligsten Herzens Jesu.

In jener stürmischen Nacht, in der Don Pedro unter dem unglücklichen Baume von den Schlangen verzehrt worden war, hatte auch Pater Byron den richtigen Weg verloren und wenig hätte gefehlt, so hätte auch er alle die üblen Launen jenes Unwetters erfahren und die Gefahren einer Nacht mitten im Urwalde erleben müssen; doch gut für ihn! Er hatte seine kleine Laterne mitgenommen und bei ihrem Lichte fand er nach zweistündigem Suchen den Pfad wieder. Das stürmische Wetter und der in Strömen niederfallende Regen hielten die wilden Tiere in ihren Schlupfwinkeln und so kam der Pater gegen Mitternacht bei der Kolonie an.

Erst suchte klopfte er an der Türe; als das aber nichts nützte — die da drinnen waren vielleicht alle um ihren geliebten Kranken versammelt und in banger Erwartung dessen, was vielleicht am kommenden Tage geschehen werde — klopfte er etwas lauter. Er war gehört worden und, da man ihn auch schon lange erwartet hatte, öffnete man ihm, nachdem man zur größeren Vorsicht noch einmal durchs Fenster geschaut hatte, sofort die Türe. Er trat ein, wurde von allen recht herzlich, wenn auch ob der traurigen Zustände nicht fröhlich, empfangen und begehrte, sofort zum Kranken geführt zu werden. Dieser streckte ihm beide Hände entgegen, dankte für den freundlichen Besuch und begehrte, sofort beichten zu können.

„Nur suchte, mein Sohn!“ entgegnete ihm Pater Byron; „ich glaubte, du wolltest schon sterben und hatte schon Furcht, du möchtest noch vor meiner Ankunft den Weg zum Himmel eingeschlagen haben! Wäre vielleicht ebensogut, wenn nicht besser, für dich gewesen! Allerdings sagt man, der Weg zum Himmel sei schmal und recht schwierig; doch glaube ich kaum, daß er für dich viel rauher gewesen wäre, als der meinige heute Nacht. Sei also guten Mutes, rege dich nicht zu sehr auf; erzähle mir zuerst noch, wie es dir in den letzten Tagen ergangen ist; dann werden wir noch zusammen etwas zum hhl. Herzen Jesu und zu unserer guten Mutter Maria beten und dann — ja dann kannst du ganz ruhig beichten und hernach beten wir noch etwas. Ist dann noch soviel Zeit übrig, daß es der Mühe wert ist, etwas auszuruhen, so versuche ich das; notwendig hätte ich es schon!

und morgen werde ich beizeiten in eurer kleinen Hauskapelle die hl. Messe für dich lesen. Nach derselben werde ich dir die hl. Kommunion bringen und je nach Umständen auch noch die letzte Ölung spenden.

Alles geschah, wie übereingekommen war. Der Kranke legte nochmals beim Pater eine Generalbeichte ab, blieb dann einige Zeit allein, um die Buße zu verrichten und betete dann gemeinschaftlich mit dem Pater noch fast eine ganze Stunde. Am Morgen empfing er die hl. Kommunion. O, wie war er da glücklich und zufrieden! Doch es sollte seine letzte sein. Zwar freute man sich schon allgemein in der Kolonie, daß John wieder besser geworden sei; schon sprach man darüber, daß er bald auch den lieben Pater in seiner Mission wieder besuchen werde. Doch: Der Mensch denkt und Gott lenkt!

Wie ein Licht, das bald erlöschen will, noch einmal im letzten Augenblicke hell aufleuchtet und dann für immer erlischt, so erwachten auch die Lebensgeister des Kranken beim Erscheinen des ihm so lange bekannnten und von ihm so innigst geliebten Pater Byron. Doch war es noch nicht Mittag, als das Fieber ihn wieder und zwar heftiger als früher anfiel. Da gabs keine Zeit mehr zu verlieren. Der Pater machte sich sofort daran, ihm die letzte Ölung zu spenden und die Sterbegebete vorzusprechen. John verstand noch alles, denn man sah ihn immer die Lippen bewegen. Die Hände, die schon zu erkalten anfangen, schlossen sich immer fester um das Kreuz, das man ihm gegeben hatte. Der Pater zeigte ihm noch ein Bild von der unbefleckten Empfängnis. John schien bereits verschieden zu sein. — „Siehst du,“ rief ihm Pater Byron noch einmal zu, indem er dem Kranken noch einmal das Bild vor die geschlossenen Augen hielt, „da ist Maria, deine Mutter, die dich mit sich in den Himmel nehmen will!“ Als der Pater den Namen Maria aussprach, öffnete John noch einmal die Augen, sah das Bild sichtlich gerührt und voll Liebe noch einmal an und schloß sie dann für immer.

„Drüben wird er sie noch viel besser sehen!“ sprach der Pater zu den Eltern und Geschwistern, die um den Verschiedenen knieten und weinten.



Der afrikanische Strauss

Sein Tod war der Tod des Gerechten. Maria wird ihm die große Liebe, die er stets zu ihr getragen, im Jenseits reichlich vergelten! Hürmt euch daher nicht gar zu sehr! Ihr dürft der Natur geben, was sie verlangt und auch den Tränen freien Lauf lassen, doch wenn ihr das getan habt, so fügt euch gleich wieder in Gottes heiligen Willen und dankt dem lieben Gott, daß ihr nicht seid wie jene, die

nach dem Tode keine Hoffnung mehr haben!"

Bei Sonnenuntergang wurde die Leiche im nahen, eigens dazu hergerichteten Gärtlein bestattet. Pater Byron segnete sie ein und verrichtete auch alle übrigen von der Kirche vorgeschriebenen Gebete. Der kleine Trauerzug begab sich hierauf wieder zur Stube und der Pater suchte alle, so gut er konnte, zu trösten.

Beim Abendessen ging es ziemlich still her; keiner

hatte Lust, von irgend etwas anderem zu sprechen; auch konnte man nicht immer wieder von dem Verstorbenen sprechen, um nicht wieder die schmerzliche Wunde aufzureißen.

„Sie sind jedenfalls sehr müde,“ sprach mitleidsvoll die Mutter zum Vater, „haben ja die vorige Nacht garnichts geschlafen und auch heute keine Ruhe gehabt; möchten Sie daher nicht gleich zur Ruhe gehen? Das Zimmer ist schon hergerichtet; es ist dasselbe, in dem Sie auch früher geschlafen haben und morgen früh können Sie dann wieder zu Ihren geliebten Brüdern zurückkehren, wenn Sie es nicht vorziehen, noch etwas bei uns zu verbleiben.“

Mit Dank nahm der Vater das Anerbieten an. Bald wurde es im ganzen Hause ruhig; nur eine kleine Lampe wachte noch vor dem Muttergottes-Altärchen. So verging die Nacht. Eben graute der Tag; die so freundlich im Osten aufgehende Sonne konnte wohl kaum ahnen, daß sie in wenigen Augenblicken Zeugin einer gräßlichen Szene werden sollte.

Während der Nacht hatte sich um die Kolonie eine ganze Schar Wilder versammelt, die sich verschworen hatten, nicht eher ruhen zu wollen, bis sie alle Weißen ausgerottet und ihre Niederlassungen zerstört hätten. Der Aufgang der Sonne sollte das Zeichen zum allgemeinen Angriffe sein. Langsam und vorsichtig schlichen sie heran. Ein Fenster, das nicht verschlossen, sondern nur so beiegedrückt worden war, gab beim ersten Druck nach. Durch das Fenster stieg zuerst einer, dann noch mehrere Wilde und als sie glaubten, stark genug zu sein, um jede mögliche Gegenwehr auszuhalten zu können, erhoben die da draußen ein fürchterliches Geschrei. Erschrocken wachten die in der Kolonie auf, sprangen aus den Betten und griffen instinktmäßig nach den Waffen. Doch da war es schon um sie geschehen. Die Schwarzen, die schon im Hause waren, kamen nun zum Vorschein und ein Kampf begann auf Leben und Tod. Vater Byron war zwar auch ein guter Schütze und auch

ziemlich handfest, doch weil er Priester war und jeden Morgen das unschuldige Lamm auf dem Altare dargebracht, fürchtete er sich, seine geweihten Hände mit Blut zu bes Flecken.

Sterben? Ja, wenns nicht anders ging; wenns der liebe Gott so beschloffen hätte! — Und er wäre wirklich noch lieber gestorben, als daß er auch nur einen einzigen getötet hätte! Gott belohnte seinen edlen Vorsatz. Durch eine kleine Türe, die zum Garten führte, gelang es ihm, sich seinen Feinden zu entziehen. Doch war er noch nicht gerettet! Die Wilden hatten den Vater, der sich tapfer verteidigt hatte, an Händen und Füßen gebunden und schleppten ihn mit noch einigen Kindern, die sie ebenfalls gebunden hatten, mit sich fort. Die Mutter, die sich dabei wie eine Wölfin, der man die Jungen sticht, gewehrt und laut aufgeschrien hatte, wurde mit mehreren Stichen niedergemacht. Kaum war man damit fertig, so steckte man das Haus in Brand. Das alles war so schnell gegangen, daß das Feuer auch noch die Kleider des Vater Byron ergriff, ehe er hatte hinauskommen können. Zum Glück war hohes Gras in der Nähe; darin wälzte sich der von Flammen umgebene Flüchtling eine zeitlang herum und es gelang ihm, wenigstens die Flammen zu löschen. Die übrigen Fezen, die noch fortzohkten, riß er weg und nur mit ein paar Fezen bedeckt, flüchtete er weiter.

In diesem Augenblicke war er von William gesehen worden. Er selbst hatte jenen jedoch nicht gesehen, sonst wäre er auf ihn zugelaufen und dann wäre ihr Schicksal erträglicher geworden. Wohin sollte er sich nun begeben? Das wußte er nicht. Vor allem mußte er sorgen, möglichst weit von diesem verhängnisvollen Orte wegzukommen. Dann konnte er wieder den Weg zu seiner Mission aufsuchen; sie war ja doch nicht so weit von hier und vielleicht würde er dort auch William und Don Pedro wieder treffen. — — — (Fortsetzung folgt.)



## Der hl. Antonius von Padua.

Dieser große Wundertäter wird so genannt, weil er in der Stadt Padua gestorben ist und weil dort seine Reliquien aufbewahrt werden. Er wurde geboren zu Lissabon in Portugal im Jahre 1197, wo sein Vater als Hauptmann in dem Heere diente. Bei seiner Taufe erhielt er den Namen Ferdinand.

Schon in seiner Jugend zeigte er einen ernsten Sinn und ein sehr frommes Gemüt; besonders wird noch sein großes Mitleid für die Armen und seine zarte Andacht gegen die allerseeligste Jungfrau Maria gerühmt. Seine adelige Herkunft und seine seltenen Talente hätten ihm in der Welt gewiß zu einem

ansehnlichen Range verholten; allein seine lautere Liebe zu Gott bewog ihn, allen glänzenden Aussichten zu entsagen und den demüthigen Stand eines Mönches zu wählen. Fünfzehn Jahre alt, trat er den regulierten Chorherren des hl. Augustinus bei, verließ jedoch im Drange, den Ungläubigen jenseits des Meeres das Evangelium zu verkünden, diesen Orden wieder und schloß sich im Jahre 1221 dem unlängst entstandenen, strengeren der Franziskaner an, in welchem er bald durch seine Liebe zur Armut, Demut, Unterwürfigkeit und Bußstrenge den älteren Mitbrüdern zum Vorbilde diente.

Zu der Zeit war es auch, wo er zu Ehren des Patriarchen der Mönche, des hl. Antonius, sich den Beinamen Antonius beilegte. (Der hl. Antonius von Padua ist also der hl. Ferdinand von Lissabon.)

Sein Vorhaben jedoch, als Missionär zu den Mauren nach Afrika zu gehen, wurde vereitelt, da ihn auf der Reise eine schwere Krankheit befiel, welche ihn zur Umkehr nöthigte. Das Schiff, welches ihn nach Portugal zurückbringen sollte, wurde vom Sturm nach Messina in Sizilien verschlagen, von wo aus er sich nach Assisi begab, wo der heilige Franziskus eben ein Ordenskapitel hielt. Von dem Anblicke und den Unterredungen desselben wurde er so hingerissen, daß er beschloß, Italien nicht mehr zu verlassen, um dieses große Vorbild immer in seiner Nähe zu haben.

Man wies ihm ein kleines Kloster bei Bologna zum Aufenthalte an und dort verrichtete er mit un-

geheuchelter Freude die niedrigsten Dienste, ohne je die Fülle seiner Gaben und Kenntnisse im mindesten zu verraten, bis es endlich Gott gefiel, sie ans Licht zu bringen. Er wurde mit mehreren seiner Brüder nach Forlì geschickt, um dort die heiligen Weihen zu empfangen und nach dieser Feier versammelte

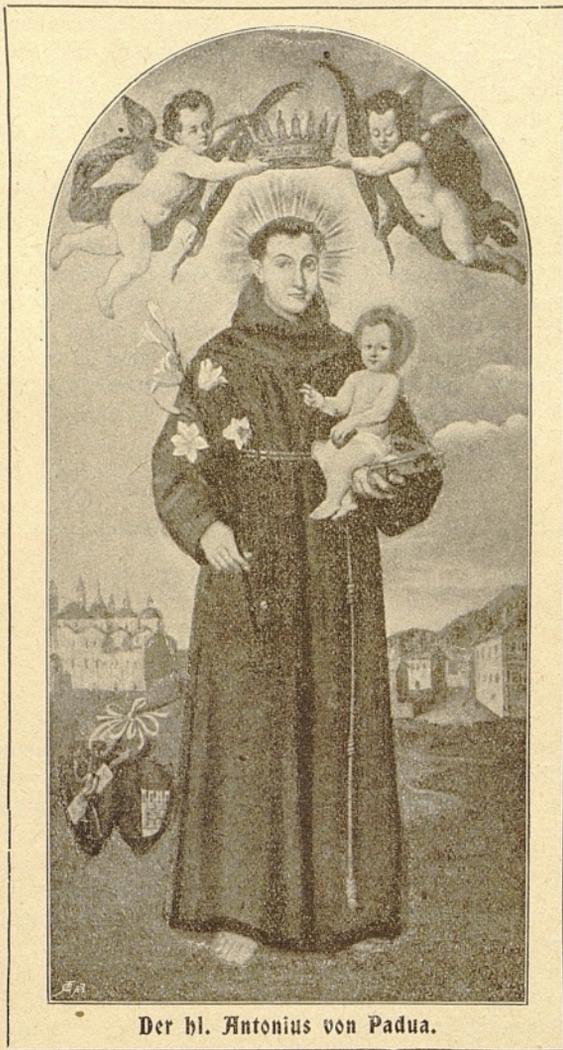
man sich im Kloster der Dominikaner.

Hier mußte er auf Befehl seiner Obern unvorbereitet eine Rede halten und tat dieses mit solcher Ordnung, Kraft und Salbe, daß seine Zuhörer in höchstes Staunen gerieten. Sobald der hl. Franziskus davon hörte, bestimmte er den vielversprechenden Jünger zum Predigamte und schickte ihn nach Vercelli, um sich da in der Theologie gründlich auszubilden.

Bald konnte Antonius selbst den Lehrstuhl bestiegen und hielt Vortrüge zu Toulouse, Montpellier, Bologna und Padua. Aber er lehrte nicht bloß vom Katheder, sondern predigte auch das Wort Gottes und setzte dieses sein ganzes Leben hindurch fort zum Heile für eine große Menge Menschen. Der Zudrang, ihn zu hören, war so groß, daß oft über 30.000 sich versammelten und er seine Kanzel auf freiem Felde aufschlagen mußte. Unzählige wurden durch

ihn in den göttlichen Wahrheiten unterrichtet, Unzählige aus dem Zustande der Lauheit und Gleichgültigkeit aufgeschreckt, Unzählige zur Erkenntnis ihrer Verirrungen und zur Buße gebracht, sehr viele Irrgläubige in den Schoß der Kirche zurückgeführt und nicht wenige Ungläubige bekehrt.

Der Heilige durchwanderte als Reisepilger Italien, Frankreich und Spanien, allerorten, wo seine Stimme



Der hl. Antonius von Padua.

erklang, Segen verbreitend. Seine Worte bekamen durch die Wundergabe, mit welcher ihn der Herr begnadigt hatte, umso größeren Nachdruck. Auch die Gabe der Sprachen besaß er; denn als er einst in Rom vor einer Versammlung predigte, die aus den verschiedensten Völkerschaften: Griechen, Orientalen, Deutschen, Engländern und Franzosen bestand, glaubten alle, er rede in ihrer Muttersprache.

Von der Kanzel eilte er in den Beichtstuhl und diente den Sündern oft bis Mitternacht. Dann überließ er sich seiner Andacht und nicht selten fand ihn die Morgensterne noch im Gebete.

Wie für die Christenheit im allgemeinen, stiftete er auch für seinen Orden viel Gutes und eiferte, zu verschiedenen Würden erhoben, jederzeit für die genaueste Beobachtung der Regel. Gegen das Ende seiner Tage kam er nach Padua und schrieb daselbst einen Teil seiner Reden nieder; zugleich hielt er die Fastenpredigten, fühlte aber bald darauf eine bedeutende Abnahme seiner Kräfte. Er erkannte hierin einen Vorboten des Todes, bereitete sich zum Über-

gange in die Ewigkeit vor und verschied am 13. Juni 1231 mit dem Ausrufe: „Ich sehe meinen Herrn!“, erst 36 Jahre alt.

Schon das Jahr darauf versetzte ihn Papst Gregor IX., durch zahllose Wunder bewogen, in die Reihe der Heiligen. Im Jahre 1261 erbaute man ihm zu Padua eine prachtvolle Kirche, in welche seine Überreste gebracht wurden.

Der Gebrauch, ihn mit dem Jesuskinde in den Armen abzubilden, stammt daher, daß ein frommer Bürger von Limousin in Frankreich, in dessen Wohnung er sich einige Zeit aufgehalten, mit Augen gesehen und mit einem Eide beteuert hat, wie ein Kind von unaussprechlicher Schönheit, nach allen Seiten einen göttlichen Lichtglanz verbreitend, über der aufgeschlagenen Bibel vor Antonius schwebte, die Hände ihm entgegenstreckte und ihn liebte. Der Heilige selbst aber hatte in seinem Leben nie ein Wort von dieser Erscheinung verlauten lassen.

In der ganzen Welt wird der hl. Antonius verehrt und man ruft ihn besonders an, um verlorene Dinge wiederzufinden.



## Verschiedenes.

**Der Marien-Verein für Afrika.** Pfarrgruppe St. Rochus in Wien, hielt am 8. Juni im großen Gemeindefaal IIIb. eine Plenarversammlung ab, die trotz vorgerückter Jahreszeit sehr gut besucht war. Nach Eröffnung von Seite des hochw. Konsulenten Herrn Pfluger, der seiner Freude Ausdruck gab, gerade in der Dreifaltigkeitsoktave zwei Trinitarier hier begrüßen zu dürfen, sowie vor allem auch den hochwürdigsten Kanonikus Schöpfler, geistl. Rat Gold und hochw. Herrn Sir, hielt der hochw. Herr Kanonikus eine seiner zu Herzen gehenden Ansprachen, in welcher er vor allem seinen Dank aussprach für den Eifer, mit welchem in dieser Pfarrgruppe von der hochw. Geistlichkeit, den Ausschußdamen und beitragenden Mitgliedern gearbeitet wird, sodaß eben wieder der hochw. Herr Konsulent 120 Kronen von den eingenommenen Beiträgen übergeben konnte. Hochw. Redner zeigte nun in anschaulichen Beispielen, wie alle 7 Werke sowohl der leiblichen als geistlichen Barmherzigkeit durch die

Wohltaten des Marienvereins den armen schwarzen Sklaven zuteil werden, wobei oft die ergreifendsten Schilderungen der Leiden derselben vorgeführt wurden und schloß mit der Erinnerung an den Ausspruch des letzten sonntäglichen Evangeliums: Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist und wie auch wir dann Barmherzigkeit erlangen werden!

Die zweite Ansprache hielt der hochw. Provinzialvikar der Trinitarier, P. Fr. Xaver ab Immaculata. Derselbe wies darauf hin, was in Werken der christlichen Liebe unter dem Schutzmantel der hl. Kirche geschehe und wie wir besonders nach Rom schauen müssen, um zu sehen, was für die Befreiung der Sklaven durch die Päpste und Konzilien getan wurde. In interessanter Weise wurde dann die Entstehung des Ordens der Trinitarier durch den hl. Johann v. Matha, die Bedeutung der schönen Tracht derselben erzählt, sowie von den großen hl. Märtyrern und den Erfolgen dieses Ordens,

der 900.000 Sklaven schon befreite. Es wurde mit dem frommen Wunsche geschlossen, daß der Engel der Liebe uns einst zum Throne der hl. Dreifaltigkeit geleite. In den Zwischenpausen hatte der Regenschorist von St. Rochus, Prof. Schmidt, die Güte, mehrere Gesangsvorträge mit Klavierbegleitung zu arrangieren, wobei besonders die Solovorträge des Fr. Capek, sowie ein Duett, vorgetragen von derselben und Fr. Elsa Schmidt, wohlverdienten, großen Beifall erhielten. Mehrere Fräuleins von der Marien-Kongregation aus der Apostelgasse bei den ehrv. Schulschwestern trugen den musikalischen Wettstreit vor, welcher zur allgemeinen Erheiterung diente und außerordentlich gut aufgenommen wurde.

Der Vorsitzende schloß die Versammlung mit dem Lobspruche: „Ehre sei Gott dem Vater“ usw.

\* \* \*

**Der Leguan** (Seite 207). Der Leguan ist eine Eidechsenart, die sich im südlichen Amerika, aber auch in Asien und mitunter auch in Afrika vorfindet und sich in den feuchten Gegenden aufhält. Seine Länge beträgt 5—6 Fuß, wovon der gleich dem Leibe walzig geformte, aber sich zuspitzende Schwanz zwei Drittel einnimmt. Der dickste Teil des Leibes beträgt einen Fuß im Umfange. Der Kopf ist an den Seiten zusammengedrückt, oben platt und mit schwarzen Schuppen geschützt. Rücken, Bauch und Schwanz sind ebenfalls mit dachziegelartig übereinandergeschobenen Schuppen geschützt. Längs dem Rücken aber bis in die Mitte des Schwanzes und einem Teile des Kehlsackes von dem Maule abwärts zieht sich ein Kamm dornartig aufgerichteter, spitzer Schuppen hin. Der Kehlsack hängt tief herab; ihn kann das Tier willkürlich aufblasen. Jede Kinnlade ist mit einer Reihe dreieckiger, scharfgekerbter Zähne besetzt und auch an dem hintern Rande des Gaumens befinden sich zwei kleine Zahnreihen.

Der gemeine Leguan ist gelblich und reingrün marmoriert; der Schwanz braunverlaufend geringelt; in Spiritus wird er dunkelblau und violett schimmernd, nach untenher blässer. Natürlich findet man nach Alter, Geschlecht und Vaterland verschiedene Farben.

Der Leguan lebt von Baumblättern, Blüten, Würmern und Insekten.

Der Leguan ist sonst ein friedames Tier; doch würde man das Weibchen, das etwas kleiner, aber viel farbenreicher ist, zur Zeit, da es die Jungen nährt, belästigen, so würde dies sonst so gemüthliche Tier auf einen Lospringen. Nicht selten kommt es vor, daß es sich alsdann so wütend auf seinen

Gegner stürzt und ihm die Zähne so tief einhackt, daß man es totschlagen muß, um es davon wieder zu trennen.

Das Weibchen legt nach dem Ende der Regenzeit 13—15 Eier, die es in den Sand des Meeres- oder Flußufers legt. Sie halten sich auf der Erde, doch bisweilen auch im Wasser auf. Schwimmen können sie nicht gut; sie laufen aber behende und schwingen sich mit großer Geschicklichkeit vermittelst des sehr geschmeidigen Schwanzes auf den Bäumen umher. Sind sie satt, so setzen sie sich zur Verdauung auf einen über das Wasser streckenden Ast. In diesem Zustande werden sie auch am besten und zwar mit Schlingen und Hunden gefangen. Das Fleisch ist schmackhaft, aber ungesund. Obgleich der Leguan ein sehr zähes Leben hat und mehrere Tage ohne Nahrung zubringen kann, so kann man ihn sehr leicht töten, indem man ihm z. B. nur einen Strohhalm in die Nase steckt.

\* \* \*

**Kameelwettrennen.** Die Sportfreunde in Astrachan haben einen neuen Sport entdeckt. Da es in Astrachan keine Pferde zum Wettrennen und Wettfahren gibt, so hat man dort angefangen, Kameele anstatt der Pferde zu diesem Sport zu benutzen. Hierüber berichtet eine Astrachaner Zeitung Folgendes: Das Hauptinteresse beanspruchte bei einem der hiesigen Wettrennen die Dressur der Kameele, die unter dem Sattel laufen sollten, bei einer Distanz von einer Werst (1066·79 Meter). Es sollte hiemit, wie angekündigt worden war, etwas in seiner Art ganz Neues geboten werden. Doch die Ausführung des Mittes entsprach ganz und garnicht der Ankündigung. Schwachnervige Zuschauer wurden beim Anblick dessen, was sich ihren Augen darbot, fast ohnmächtig. Die Kameele waren äußerst wild, schlugen aus, bäumten sich, versuchten zu beißen und weigerten sich in jeder Beziehung, der Leitung der sie führenden Kalmücken zu folgen; man versuchte, die Kameele durch Hiebe anzuspornen, aber sie reagierten nur mit lautem Gebrüll. Auch beim Wettrennen selbst, zu dem die Tiere sich endlich entschlossen, ging es sehr gegen alle hergebrachten Regeln her: ein Teil der Kameele brach aus der Bahn und war auf keine Weise zu bewegen, die gewünschte Richtung einzuhalten. Mehrere Kameele warfen sich sogar hin und waren durch nichts zu bewegen, wieder aufzustehen. Interessant wäre es, zu erfahren, ob auch ein Totalisateure fungierte.

\* \* \*

### Das Pöckerl und das Böckerl, Das Nockerl und das Weckerl.

Ein junger Bock, viel besser g'sagt, a Böckerl,  
Sah wo in einer Küche lieg'n a Weckerl;  
Und weil das Weckerl schmackhaft schien dem Böckerl,  
So sah das Böckerl lüftern hin aufs Weckerl.

Ein Indian dageg'n, genannt auch Pöckerl,  
Sah ebendasselbst ein delikates Nockerl;  
Und weil das Nockerl sehr gefiel dem Pöckerl,  
So sah das Pöckerl gierig hin aufs Nockerl.

Drum sprach auf einmal 's Pöckerl zu dem Böckerl:  
„Du möchtest, Böckerl, wohl ein Bröckerl Weckerl?“  
Und allsogleich sprach's Böckerl zu dem Pöckerl:  
„Ich möcht es wohl, wie du, o Pöckerl, 's Nockerl!“

Drauf ging das Böckerl keck und dreift ins Eckel  
Und sprach: „Ich nehm' mir jetzt ein Bröckerl Weckerl!“  
Das Pöckerl aber rief: Dort unterm Stockerl  
Halt' ich mein Nockerl jetzt und speis' das Nockerl.“

Doch weh! sowohl dem Böckerl wie dem Pöckerl  
Ward nicht vergönnt das Weckerl und das Nockerl,  
Weil plötzlich kam der böse Hund, der Tschockerl,  
Bedrohend Böckerl, Pöckerl, Weckerl, Nockerl.

Dem Tschockerl jagte 's Pöckerl um das Stockerl  
So lang herum, bis es verlor das Nockerl;  
Entriß dem Böckerl keck sodann das Weckerl  
Und fraß im Eckel gierig 's letzte Bröckerl.

Drum rief das Böckerl zornig hin aufs Pöckerl:  
„Hilf mir bekämpfen doch das Vieh, den Tschockerl!“  
Der aber sprach: „Ihr macht bald 's letzte Weckerl,  
Mir kommt zuhilf der Nachbarshund, der Heckerl.“

Nun kämpfen Tschockerl, Pöckerl, Heckerl, Böckerl,  
Da kam die Köchin, nahm sogleich ein Stöckerl,  
Karbatschte Höckerl, Böckerl und den Tschockerl  
Und stach dann ab voll Wut beim Stockerl 's Pöckerl.  
„E. und A.“

\* \* \*

**Wie eine Mondfinsternis auf die Wanyam-  
wesi wirkt**, schildert Pater von Aken in Tabora  
(Deutschostafrika) in der Missionszeitschrift „Gott  
will es“ folgendermaßen: „Gelegentlich einer totalen  
Mondfinsternis glaubten die Eingeborenen,  
es nähme jetzt die Welt ein Ende. Ganz Tabora  
war auf den Beinen: Männer, Weiber Kinder,  
sämtliche mit Spaten oder Hackmessern bewaffnet,

schlugen damit auf Töpfe oder sonstige Geschirre,  
daß einem Hören und Sehen verging. Alles sprang  
tanzend umher, nicht gerade vor Freude, sondern  
wirklich vor lauter Angst. Der Polterlärm dauerte  
bis spät in die Nacht hinein; es war unmöglich, ein  
Auge zu schließen. Am nächsten Morgen kamen  
meine Schüler in die Schule mit der frohen Mel-  
dung: „Bwana, da sind wir heute nachts doch gut  
weggekommen. Die Sonne hatte den Mond beim  
Kragen, und so waren sie dort oben miteinander in  
Streit geraten. Aber wir haben die Sonne vom  
Monde weggejagt. Als sie uns rufen und schreien  
hörte, hat sie den Mond vor Angst losgelassen. Und  
das war unser Glück auch, sonst wäre es um uns  
Alle geschehen gewesen.“ — „Ihr Burschen,“ sagte ich,  
„ihr seid doch richtige Dummköpfe. Ich will Euch  
erklären, wie eine solche Mondfinsternis entsteht.“  
Ich gebe ihnen auf der Wandtafel, so weit es nur  
eben angeht, eine Vorstellung von diesem Phänomen.  
„Seht nun gut“, so sage ich in der Mitte meiner  
Erklärung, „die Sonne steht still, die Erde, auf der  
wir wohnen, dreht sich um die Sonne und ebenso  
der Mond um die Erde“. Ein par Schlaupelge  
fühlen allsogleich mit der Hand auf den Boden, sich  
zu überzeugen, daß die Erde doch wirklich fest unter  
ihren Füßen liegt und nichts minder tut, als sich  
herumdrehen, und dann guckt Einer den Anderen an,  
als wenn er sagen wollte: „Sollte es beim Bwana  
(Herrn) heute wohl richtig unterm Hut sein? Sonst  
ist er immer so klug, aber heute, nein, er hat's ge-  
wisß nicht beim rechten Ende!“ Und einer der Schla-  
berger erklärte gerade heraus: „Glauben Sie nur,  
Bwana, was Sie wollen, aber wir bleiben bei  
unserer Meinung.“

\* \* \*

**Beispiele ziehen an.** Zwei Offiziere, alte Ka-  
meraden, die bei demselben Regiment gebient, be-  
gegneten sich auf der Straße. Es war ein Festtag.  
Der Eine von ihnen kam aus der Kirche, wo er die  
heilige Kommunion empfangen hatte.

„Wie kommt es doch,“ sagte zu ihm sein Kamerad,  
„daß du, an den Waffendienst ebenso gewöhnt, wie  
ich, wiederholt zur heiligen Kommunion gehst?“

„Wie das kommt? O, das ist sehr einfach und  
doch merkwürdig. Ich bin in religiöser Hinsicht ganz  
und gar geändert worden, durch einen Prediger, der  
mir nie ein Wort von Religion gesprochen — durch  
meine Frau. Sie war fromm und da ich sie wirk-  
lich liebte, achtete ich ihre gläubige Überzeugung,  
obwohl ich dieselbe nicht teilte. Als junges Mädchen  
nahm sie teil an verschiedenen religiösen Vereinen

und unterschrieb sich immer „Marienkind“. Dieses kleine Wort machte mich lächeln, aber es gefiel mir, ob schon ich nicht wußte, warum. Als junge Frau widmete sie sich ganz mir, aber sie blieb, was sie war: fromm, gewissenhaft, fleißig im Besuche der Kirche. Nie konnte ich merken, daß ihre Andachtsübungen sie auch nur die geringste ihrer häuslichen Pflichten verkümmern ließen. Selten sagte sie mir ein Wort von Gott, aber ich las, was sie in dieser Beziehung dachte, aus ihren Augen. Und wenn mir bei meiner bösen Gewohnheit ein Fluchwort ent schlüpfte, so sah ich sie bleich werden; mitunter trat auch eine Träne in ihr Auge; aber das war Alles.

Bald schenkte sie mir wieder einen freundlichen Blick und zeigte sich aufopfernder als vorher. Sie sagte mir nie, daß ich etwas Böses getan, aber ich fühlte es in ihrer Nähe. Wenn sie unter meinen Augen betete am Morgen und am Abend — und sie unterließ es nie — dann wurden ihre Züge verklärt. Da gab es Augenblicke, wo ich mich gern an ihrer Seite auf die Knie niedergeworfen hätte, aber meine Aufgeklärtheit hielt mich zurück. Und wenn sie aus der Kirche kam, wo sie kommuniziert hatte, da schien es mir, als wäre sie von einer viel reineren, himmlischen Atmosphäre umgeben. An einem solchen Tage war sie besonders heiter und anmutig. Sie erschien



Ein Dorf an den Ufern des Sobat

mir wie ein Engel. Ich bin gewiß, daß ich ihr durch meine religiöse Gleichgültigkeit oft tiefen Schmerz bereitete, aber sie ließ mich's nicht merken. Und siehe da! nach sechs Jahren so eindringlicher Predigt wurde ich ganz umgewandelt und von dem Verlangen erfüllt, Gott zu lieben, jenen guten Gott, der ihr jene Tugenden verlieh, die den Zauber meines Lebens bilden. Ich konnte mir selbst nicht Rechenschaft geben über dasjenige, was in mir vorging. Aber eines Tages, als sie wieder von der Kommunionbank kam, da öffnete ich ihr unwillkürlich meine Arme und sprach: „Johanna, führe mich zu deinem Beichtvater!“ Ruhig und heiter und doch die Augen voll Tränen, umarmte sie mich mit den Worten:

„O, ich wußte es, daß du das einmal sagen werdest; ich habe ja so viel in dieser Angelegenheit gebetet!“ Und seit dieser Zeit ist alles anders. Ich gehe fleißig in die Kirche und zur Kommunionbank. Doch komm lieber recht bald zu uns und überzeuge dich, wie glücklich wir sind!“ —

So erzählte der Offizier. Wir haben dieser anmutigen Erzählung nichts beizufügen als das: liebe Leser, gebet in Allem ein gutes Beispiel, wie diese vortreffliche Frau! Ein Licht zeigt den Weg: gute Beispiele führen uns und Andere den rechten Weg zum Himmel. —

**Das Lächeln im Tode.** Ein frommer Greis war dem Tode nahe und seine Kinder und Enkel standen um sein Sterbebett. Er schien zu schlafen und lächelte dreimal mit geschlossenen Augen. Als er die Augen wieder öffnete, fragte einer seiner Söhne, warum er denn dreimal gelächelt habe.

Der fromme Greis sagte: das erstemal gingen alle Freuden des Lebens vor mir vorüber und ich mußte lächeln, daß die Menschen dergleichen Seifenblasen für etwas Wichtiges ansehen können. Das zweitemal erinnerte ich mich an alle Leiden meines Lebens — und freute mich, daß sie nun für mich ihre Dornen verloren haben und daß die Zeit da ist, wo sie nur Rosen bringen werden. Das drittemal gedachte ich des Todes und mußte lachen, weil man ihn so sehr fürchtet, während er doch für die Gerechten der Übergang zum ewig glückseligen Leben ist.

\* \* \*

### Was für Einwürfe bringt man gegen die Teilnahme am Werke der Glaubensverbreitung vor und sind sie stichhaltig?

„Jetzt ist nicht die Zeit, mit so was anzufangen, die Verhältnisse sind zu ungünstig!“ — so werden manche sagen. Darauf ist zu erwidern: Die Teilnahme am Werke der Glaubensverbreitung ist nichts Neues; die Sache, um die es sich dabei handelt, nämlich die Unterstützung der kathol. Missionen zur Verbreitung des Glaubens durch Gebet und Almosen, bestand auch bisher schon, nur die Form soll eine andere werden, wobei es aber den Teilnehmern mehr erleichtert als erschwert wird. Tritt dem Marien-Verein bei, heißt es einfach; du hast dabei nicht mehr zu beten als früher, keinen größeren Beitrag zu leisten als früher, ja, wenn es dir bei deiner Armut nicht möglich ist, den ganzen Beitrag zu leisten, so wirst du, wenn du nur das tägliche Gebet verrichtest und an Almosen monatlich soviel gibst, als dir eben möglich ist, dadurch teilhaftig aller Gnaden und Ablässe, die überhaupt den Teilnehmern zugesichert sind. Es ist also einem jeden Katholiken, auch dem ärmsten, möglich, am Werke der Glaubensverbreitung teilzunehmen.

Daß aber jeder Katholik daran Anteil nehme, ist wohl jetzt in besonderer Weise an der Zeit: nicht bloß, weil die Not und das Elend aller vielen Millionen, die im Un- und Irrglauben sich befinden, überaus groß ist, sondern auch, weil die Verhältnisse für die Verbreitung des hl. Glaubens

günstiger sind, als es zu andern Zeiten der Fall war. — Ein Priester, der seit 30 Jahren das Missionswesen mit großem Interesse verfolgt, schreibt: „Es ist eine augenscheinliche Fügung Gottes, daß, um nicht mehr zu sagen, zwei der größten Mächte unserer Zeit, welche über hunderte von Millionen Menschen gebieten und über die großartigsten Hilfsquellen verfügen, nämlich England und Nordamerika, den Glaubensboten unserer Kirche volle Freiheit gönnen, ja dieselben mitunter auf eine Weise unterstützen, wie man es von katholischen Regierungen nicht besser erwarten könnte.“

Diese Stellung, die zwei der bedeutendsten Mächte gegenüber der Verbreitung des Glaubens nehmen, hat natürlich auch auf andere Mächte Einfluß und ist jetzt auch das Verhalten der meisten derart, daß man damit recht zufrieden sein kann: die Missionäre können ohne besonderes Hindernis ihrem Berufe nachkommen.

Auch sonstige Umstände sind dem Missionswesen günstig: der Verkehr nach allen Teilen der Welt ist sehr erleichtert; Länder, in denen früher den Europäern der Zutritt mehr oder minder verschlossen war, werden immer mehr zugänglich, die Völker selbst einander näher gerückt, weltliche Gesellschaften veranstalten Entdeckungsreisen in unbekannte Länder u. dgl. — lauter Umstände, die für die Verbreitung des hl. Glaubens zunutzen gemacht werden können; ja, es wäre ein grober Fehler, wenn es von kathol. Seite aus nicht geschähe, da die Andersgläubigen dann gleich am Plage sein würden.

Auch kann das, daß die Verhältnisse in unseren Ländern vielfach recht bedenklich sind, kein Grund sein, daß man deshalb es unterlassen sollte, sich am Werke der Glaubensverbreitung zu beteiligen. Oder wäre es vernünftig und christlich gehandelt, wenn ein Katholik, der in Betreff seiner zeitlichen Verhältnisse dies oder jenes befürchtet, deswegen andern kein Werk der Liebe und Barmherzigkeit erweisen wollte, obwohl es ihm durchaus nicht unmöglich wäre? Wird man nicht mit Recht sagen: Gerade in solchem Falle sollte er besonders darauf schauen, soviel als möglich Werke der Barmherzigkeit zu üben, damit auch der Herr ihm Barmherzigkeit angedeihen lasse und dies oder jenes, was er befürchtet, abwende oder doch zu einem guten Ausgang führe? Dasselbe gilt aber offenbar auch für ein ganzes Land: also je trüber unsere Zustände sind, desto mehr brauchen wir den Segen, die Barmherzigkeit Gottes und, sollen diese durch Werke der Barmherzigkeit, unter denen sicher die Teilnahme am Werke der Glaubensverbreitung eines der ersten ist, zu erlangen suchen. Manche mögen auch einwenden:

„Man kann jetzt mit so was nicht anfangen, denn die Leute sind zu arm!“ Darauf ist zu erwidern: Die Armut der Leute ist durchaus kein Grund, weshalb jemand mit Recht denken könnte: „Der liebe Gott verlangt von mir so was nicht.“ Denn das, was das Wichtigste bei dieser Teilnahme ist, nämlich das Beten, das kann auch der Ärmste; und was den Beitrag zu diesem Werke anbelangt, so ist ja dem Armen nicht vorgeschrieben, wieviel er geben soll; er ist, wenn er in der That nicht mehr geben kann als im Monat 1 fr. oder vielleicht nur gar einen halben Kreuzer, also 6 fr. im ganzen Jahre, ebensogut ein eigentlicher Teilnehmer am Werke wie derjenige, der in der Woche 2 fr. oder vielleicht selbst 10 fr. gibt. „Wer viel hat, gebe viel und wer wenig hat, gebe von dem Wenigen gern!“ — dieses Wort gilt auch in Bezug auf das genannte Werk. Und die nahezu 21 $\frac{1}{2}$  Millionen Gulden, die jährlich geopfert wurden, bestehen auch größtenteils aus den Kreuzern der Armen.

Auch hat der Arme, wenn er von dem Wenigen, was er hat, etwas Weniges gibt, keinen Verlust, sondern vielmehr Gewinn. Der hl. Paulus hat bei Sammlungen den Christen zugerufen: „Nicht als suche ich eure Gabe, ich suche vielmehr reichlichen Gewinn für euch“ (die Gebenden). Darum sagt auch das gläubige Volk: „Almosengeben (in der rechten Weise nämlich) macht nicht arm.“ Also man würde es mit den Armen nicht gut meinen, wenn man sie nicht auch zur Teilnahme an der Glaubensverbreitung aneifern würde.

Eine solche Teilnahme trägt sicher nicht die Schuld an der Verarmung des Volkes; wer dieser steuern will, der muß die Leute von ganz anderen Dingen zurückhalten, als von solcher Teilnahme. Was zur Verarmung des Volkes führt, das sind: Genußsucht, Vergnügungssucht, Puß- und Modesucht, Großtuererei u. dgl. Und gerade um solch verderblichen Dingen zu steuern, ist die Teilnahme am Werke der Glaubensverbreitung ein geeignetes Mittel; diese Teilnahme ist ein mächtiger Sporn zur Selbstverleugnung und Einschränkung. Als Beweis hiefür ein Beispiel.

Im Waisenhaus zu Temesvar erhielt ein Mädchen, das kurz zuvor dem Werke der hl. Kindheit beigetreten war, von seiner Patin eine Torte zum Geschenk. Gewiß hätte das Kind selbe gerne verspeist. Aber was tut es? Es trägt die Torte in die Küche und bittet die Küchenschwester, ihr doch für diese Torte 70 fr. zu geben, damit auch der kleine Bruder an dem Werke der hl. Kindheit teilnehmen könne und damit es für sich und ihn etwas für die armen Heidenkinder geben könne.

Wie edel und rührend ist ein solcher Zug! Ähnliche Gaben kommen auch für die Verbreitung des Glaubens gar viele. Wenn ein solcher Geist recht allgemein geweckt und genährt würde, wäre nicht das eines der wirksamsten Mittel gegen Verarmung? Das Werk der Glaubensverbreitung ist es aber, das diesen Geist weckt und lebendig erhält.

„Wir haben daheim selbst Bedürfnisse genug und können nicht für die ganze Welt sorgen!“ Mit diesem Einwurfe wollen auch einige die Unterstützung der Missionen kurzweg abweisen. Haben sie Recht? Durchaus nicht! Man gibt gerne zu, daß wir im eigenen Lande Arme und auch sonstige Bedürfnisse, wo Hilfe not tut, genug haben; man wird auch nie sagen: der Katholik brauche sich um die Armen und die Wohltätigkeits-Anstalten im eigenen Lande nicht zu kümmern, sondern stellt vielmehr als christliche Regel hin: das Eine tun und das Andere nicht unterlassen. Aber wollte man nach dem erwähnten Zufage sich richten, so würde der lebenskräftige Verband des katholischen Christentums, der uns nicht allein Pflichten auferlegt, sondern auch unermessliche Vorteile sichert, bald zur bloßen Einbildung werden. Auch dürfte es keinen besonderen Scharfblick vertragen, zu einer Zeit, wo halb Europa von außereuropäischen Lebensmitteln zehrt, wo bald chinesische und japanische Schiffe eine gewöhnliche Erscheinung in europäischen Häfen werden dürften, uns engherzig abschließen zu wollen. Ganz im Gegenteile müssen wir in den gehörig gewürdigten Verhältnissen der Gegenwart eine mächtige Aufforderung sehen, unserer Aufgabe als Bürger des weltumfassenden Gottesreiches der katholischen Kirche nach besten Kräften gerecht werden.

Manche bringen gegen die Missionsgaben auch den Einwurf: „Es geht dabei viel zu viel Geld ins Ausland.“ Dieser Einwurf ist wohl in dem eben Gesagten schon abgefertigt. Hier möge nur noch das bemerkt sein: Diejenigen, die so ängstlich besorgt sind, es möchte zuviel Geld ins Ausland gehen, könnten ihre Sorgfalt besser dorthin richten, wo sich's mehr lohnt; es gehen Millionen und Millionen Gulden ins Ausland, z. B. für Kaffee, Tee, Tabak, Weine, Seide zc., aber dagegen haben sie nichts einzuwenden, nur wenn Taufende für Missionszwecke aus dem Lande gehen, da soll's ein so großer Schaden für's Land sein! O wahrlich, es gibt Leute, denen kein Einwurf zu läppisch ist, wenn sich's um Dinge handelt, die nicht nach ihrem Sinne sind.

Schließlich noch einen Einwurf, den man mitunter aus dem Munde von Geistlichen hört:

„Für kirchliche Zwecke wollen die Leute nichts geben“ und damit halten sie sich auch entschuldigt, wenn sie den Leuten nichts von solchen Zwecken sagen, sie zur Opferwilligkeit hiefür nicht aufmuntern.

Ist dieser Einwurf wahr? Im allgemeinen ist er nicht wahr, wie dies die Ausweise von Gaben für kirchliche Zwecke genugsam beweisen.

Aber gesetzt auch, es wäre wirklich hie und da eine Gemeinde, wo es an Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke bedeutend fehlen würde, dürfte sich dadurch der Geistliche abhalten lassen, eine solche Gemeinde zu solcher Wohltätigkeit für kirchliche Zwecke aufzumuntern? Nimmermehr. Ja gerade dort, wo es hierin wirklich fehlen sollte, täte dies umso mehr not und zwar nicht so fast wegen des Erträgnisses von der Wohltätigkeit, sondern wegen den Leuten selbst; es ist das in ihrem eigenen größten Interesse. Schreiber dieses kannte eine alte Frau, die immer herzlich dankte, wenn man sie zu einem frommen Zwecke um etwas ansprach. Die gute Frau anerkannte nämlich, daß es ihr selbst einen großen Nutzen bringe, wenn sie eine Handlung geistlicher Barmherzigkeit ausübe. Ja gewiß, man erweist den Leuten eine große Liebe, wenn man sie zur Wohltätigkeit und besonders zur Wohltätigkeit für religiöse Zwecke ermuntert und zwar wegen des überaus reichen himmlischen Segens, der darauf ruht und weil die Leute gerade dadurch, daß sie für die Religion Opfer bringen, die Religion selbst lieb gewinnen; ihr Herz wird viel empfänglicher für die Aufnahme derselben, ihr Verständnis für religiöse Dinge wird viel besser, ihr Wille mehr bereit zur Beobachtung dessen, was die Religion fordert. Daß dem so sei, wird jeder Priester bestätigen, der sich um die Förderung religiöser Zwecke mehr angenommen hat. Leidet vielleicht der Seelsorger an seinem Ansehen bei der Gemeinde, wenn er zum „Bettler“ wird? Das eben Erwähnte läßt schon mit Sicherheit schließen, daß eine derartige Furcht unrichtig sei. Und die Erfahrung bestätigt das Gegenteil: das gläubige Volk legt es dem Seelsorger gut aus, wenn er um Christi willen für andere zum „Bettler“ wird, er gewinnt dabei an Liebe und Zutrauen; dagegen macht es keinen guten Eindruck, wenn er sich mit so was nicht abgibt. Auch die leider herrschende materielle Richtung unserer Zeit, die wuchernde Genuß- und Vergnügungssucht u. s. w. wird heutzutage mehr denn je den seeleneifrigen Priester dazu bewegen, die Leute darauf hinzuweisen, daß es für den Christen andere, höhere Interessen gebe, denen er sein Augenmerk zuwenden, deren Förderung er sich angelegen sein lassen soll.

Und so wird denn ein Seelsorger besonders auch das Werk der Glaubensverbreitung als ein willkommenes Mittel ergreifen, um in seiner eigenen Gemeinde den Glauben zu beleben und zu stärken und ein echtes Glaubensleben zu fördern.

\* \* \*

### Wie ist der Zustand derer beschaffen, die sich im Un- oder Irrglauben befinden?

Wenn auch der erste und höchste Grund, weshalb Gott will, daß alle Menschen zum wahren Glauben gelangen sollen, der ist, damit sie so den allein wahren Gott, ihren Schöpfer und wahren eigentlichen Herrn kennen lernen und ihn als solchen ehren und lieben und ihm dienen, so will er dies aber in seiner unendlichen Liebe und Erbarmung auch deshalb, weil er will, daß alle Menschen selig werden sollten. Das ganze Erlösungswerk und die in der wahren Kirche gegründete Heilanstalt hat ja diesen Zweck.

Der Zustand jener Menschen, die im Unglauben und Irrglauben leben, ist ja in vieler Hinsicht höchst unglücklich.

Was zunächst den Zustand in der Ewigkeit betrifft, so ist die Glaubenswahrheit: „Außer der Kirche ist kein Heil,“ allerdings nicht in dem Sinne zu verstehen, daß alle, die äußerlich außerhalb der allein wahren Kirche stehen, verdammt werden, nein, das hat die katholische Kirche nie gelehrt; mit der genannten Glaubenswahrheit ist nur das gesagt, daß wer aus eigener Schuld außerhalb der Kirche steht, wer aus eigener Schuld den wahren Glauben nicht hat, der werde verdammt werden; dagegen können diejenigen, die ohne ihre Schuld zwar dem Körper nach außerhalb der Kirche stehen, aber aufrichtig die Wahrheit suchen, nach der erkannten Wahrheit leben, die der Stimme ihres Gewissens folgen, also das natürliche Gesetz, das Gott der Herr in die Brust eines jeden Menschen legt, treu beobachten, diese können selig werden; solche gehören aber auch dem Geiste nach zur Kirche.

Aber wenn den Heiden und den Irrgläubigen auch das ewige Heil keineswegs abgesprochen wird, kann man denken, daß ihr Heil überhaupt nicht in Gefahr sei? Umgekehrt wird man zugeben müssen, daß man alle Ursache habe, sehr für ihr Heil fürchten zu müssen. Wie sehr hat man nämlich Ursache, zu fürchten, daß sie in Folge der Verderbtheit der menschlichen Natur und anderer Umstände wohl höchst selten dem Naturgesetze, der

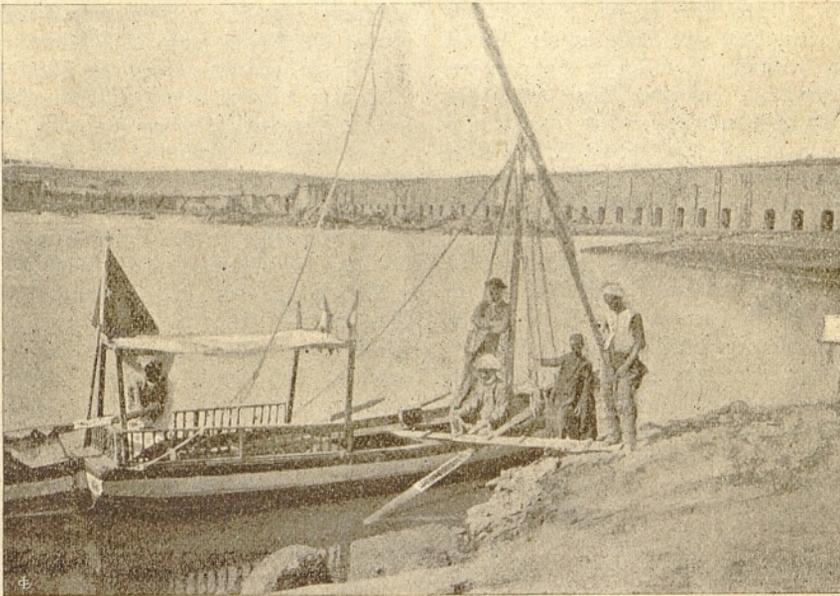
inneren Stimme des Gewissens, treu folgen, sondern vielmehr in wichtigen Sachen demselben zuwiderhandeln und folglich schwer sündigen. Man denke z. B. nur an den bei den Heiden so häufig vorkommenden Kindermord. Wie schlimm schaut es da mit der Beobachtung des Naturgesetzes aus, wo so schreckliche, unnatürliche Verbrechen ohne Scheu begangen werden! Und in vielen anderen Stücken steht es nicht besser.

Wenn schon der auf dem Boden der Kirche stehende und darum von so vielen Gnaden gestärkte

Katholik so viele Mühe hat, um gegen Fleisch, Welt und Teufel einen guten Kampf zu kämpfen, muß man da nicht mit Grund für das Heil derer fürchten, die dieser hilfreichen Gnaden ganz oder doch zum großen Teil entbehren?

Und ist nicht auch der Zustand in dieser Welt bei den außer der Kirche Stehenden ein höchst bedauernswerter? Wie unendlich traurig ist bei den armen Heiden z. B. das Los der Kinder, der weiblichen Personen, der Sklaven!

Hier ein paar Züge dieses traurigen Zustandes:



Der Hildamm bei Schellall (Siehe nächste Nummer)

Ein Missionär, der im höchsten Norden Amerikas den Menschen die frohe Botschaft des Heiles verkündete, bezeugt Folgendes: „Die Frauen, welche überall, wo das Evangelium nicht herrscht, so zurückgesetzt sind, fühlen, daß zu allererst ihnen die Heilbotschaft gebracht worden ist. Es war bei diesen Völkern gebräuchlich, daß die Frauen erst nach den Jagdhunden die Nahrungsüberbleibsel bekommen durften, die man ihnen, wie aus Mitleiden, zuwarf. Jetzt, (d. h. nach der Bekehrung zum hl. Glauben) sehen sie sich allmählig als Gattinnen, Mütter und wahre Lebensgefährtinnen behandelt.“

In Afrika sind zahllose Negerstämme Fetisch-Anbeter. (Fetisch ist soviel als Göze, Götzenbild.

Fetisch kann alles werden: ein Klotz, ein Stein, ein Baum, eine Schlange, ein Krokodil, kurz alles, worauf die Phantasie dieser Heiden fällt.) Der Neger ehrt seinen Fetisch und nimmt in jeder Not und Arbeit seine Zuflucht zu ihm, wobei er ihm reichliche Opfer bringt: Ruhm und Palmwein, Öl und Korn, Geflügel, Ziegen und Schafe; die dem Fetisch angenehmsten Opfer aber sind Menschen. Gewöhnlich werden Kriegsgefangene dazu gebraucht.

In Afrika besonders trifft man auch die Greuel der Sklaverei. Um Sklaven zu bekommen, werden dort förmliche Sklavenjagden gemacht. Ein Augenzeuge berichtet über solche Sklavenjagden Folgendes:

„Ganze Dörfer werden in Brand gesteckt und die

Bewohner ergriffen, wenn sie schreckensbang vor den um ihre Wohnstätten zusammenschlagenden Flammen fliehen; die Betagten aber und Gebrechlichen werden niedergemetzelt, weil sie zur Frohnarbeit nichts taugen. Der Säugling wird von der Mutterbrust gerissen, um ohne Erbarmen am Schreine des Gözen als Opfer geschlachtet zu werden.

Sind nun die Sklaven auf diese oder andere Weise Besitztum des Sklavenhändlers geworden, so werden sie auf die großen Sklavenmärkte getrieben. Der Transport unterscheidet sich durch nichts von dem Transport einer Herde Viehes, nur daß man die männlichen Sklaven, denen man nicht recht traut, noch etwas grausamer behandelt als das Vieh. Sie werden nämlich auf der Reise an eine lange Stange gebunden, bei der das eine Ende an dem Sattel eines Kameeles befestigt ist, während das andere, welches gabelförmig ist, auf jeder Seite des Halses des Sklaven durchgeht und hinten mit einem starken Stricke zusammengebunden ist, damit er den Kopf nicht herausziehen kann. Außerdem hat man ihm auch noch die rechte Hand an die Stange, nicht weit vom Kopfe, gebunden. So geht er den ganzen Tag hinter dem Kameele her; des Nachts macht man ihn von der Stange los und legt ihn in Ketten. Sind die Beschwerden der Reise endlich überstanden, und die armen Sklaven auf dem Markt angekommen, so harret ihrer neue Qual und unmenschliche Behandlung. Wir wollen zunächst einen ägyptischen Sklavenmarkt kennen lernen. Das Sklavenverkaufshaus ist ein wirres Gemisch von Höfen, Ställen, Zimmern und Räumen. Schon am Eingange sieht man „die Ware“ (die Sklaven) vor sich. Der Sklavenhalter ladet den Angekommenen ein, „el Farchaht“ (die jungen Tiere) zu besichtigen. Ist dieser ein Kauflustiger, dann erhebt jener sich wohl auch, um ihn zum Sklaven zu begleiten; unbekümmert um Alter oder Geschlecht gebietet er diesem, die Zähne zu zeigen, um bei diesem, wie bei einem zu verkaufenden Pferde, einen Schluß auf das Alter und die Brauchbarkeit des Individuums ziehen zu können, verschiedene Stellungen und Biegungen des Körpers vorzunehmen, um die Gelenkigkeit desselben kundzugeben.

Noch ärger sieht es auf den südlicheren Sklavenmärkten aus. Ein solcher ist z. B. zu Schendi in Nubien. Hier stehen die Sklaven vom Morgen bis Sonnenuntergang, den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt; aber man bedient sich der Vorsicht, sie morgens tüchtig mit Öl einzureiben, damit ihre Haut konserviert bleibe und nicht von der Sonnenhitze aufspringe; ein gleiches vollzieht man an den geschorenen Kameelen. Menschen und Tiere stehen

dort im eigenen Urtrate und dieser, sowie der gewaltige Schweißgeruch verpesten die Atmosphäre. Die Sklaven werden aus Sennaar, Kordofan, Darfur, Abyssinien und oft noch weiter aus dem inneren Afrika hergebracht. Jährlich verhandelt man zu Schendi deren an 4000 und zählt sie gewöhnlich mit dem Vieh in einer Rubrik; wer einen derselben tötet, hat nur den Preis dafür zu bezahlen und die Sache ist abgemacht.

In Ägypten allein — und zwar zum größten Teile zu Kairo — gibt es bei 50.000 Sklaven beiderlei Geschlechts und ungeheuer ist die Zahl derjenigen, welche nach Konstantinopel und überhaupt in die Türkei, nach Asien, in die Südsee-Inseln zc. verschleppt werden. Nach zuverlässigen Berichten beträgt die Anzahl solch Unglücklicher, die in Afrika zu Sklaven gemacht werden, an 600.000 Personen. Was man mit den armen Sklaven weiters für entsetzliche Dinge treibt, davon darf man garnicht reden.

Und wieviele Millionen Menschen gibt es erst unter den Heiden und Türken, die, wenn sie auch nicht gerade „Sklaven“ heißen, doch nicht viel anders behandelt werden. Wie entwürdigend ist z. B. die Stellung der Frauen bei den Türken!

Wer ist es, der solch traurigen Zuständen ein Ende macht? Etwa die sogenannte „Zivilisation“? Nimmermehr; längst hat die Geschichte den Beweis geliefert, daß die Zivilisation solchen Zuständen gegenüber ganz machtlos ist, ja mitunter waren es selbst sogenannte „Zivilisierte“, die sich an dem Sklavenhandel beteiligten; also nur das Christentum ist es, das, wenn es in einem Lande Eingang gefunden und alle Verhältnisse mit seinem Geiste durchdrungen hat, die Bande der Sklaverei löst und sonstige traurige Zustände zum Besseren wendet.

Auch was die Irrgläubigen betrifft, wird der Katholik, der sich der Segnungen der kathol. Kirche bewußt ist und selbe zu schätzen weiß, und weiß, daß die Irrgläubigen mehr oder minder derselben entbehren, sicher nie denken, daß sie deshalb nicht schlechter dabei seien, sondern wird sie vielmehr aufrichtig bedauern; er wird dem Grafen de Maistre zustimmen, wenn derselbe zu der Wahrheit: „Außer der Kirche kein Heil“ die Bemerkung macht: „Außer der wahren Kirche auch keine rechte Freude, kein wahrer Friede, weder im Leben noch im Sterben; in allen wichtigen Lebensverhältnissen gewährt die Kirche den ibrigen den süßesten Trost, den der Irrgläubige entbehrt.“

Also gewiß, der Zustand der Heiden und Irrgläubigen ist sehr besorgniserweckend, wenn wir den Blick in die Ewigkeit richten und ist auch höchst unglücklich selbst in dieser Welt.

## Wie sieht es in der Welt aus in Bezug auf Religion? und was ist hierin Gottes Wille?

Auf der ganzen Welt leben nach den neuesten Berechnungen ungefähr 1420 Millionen Menschen, und von diesen sind höchstens 215 Millionen kathol. Christen; diese allein haben also die wahre Religion; von den andern 1205 Millionen Menschen sind weit- aus die meisten noch Heiden, sicher an 900 Millionen, die übrigen 305 Millionen verteilen sich auf die Muhamedaner (die als Religion ein Gemisch aus Heidentum, Judentum und Christentum haben), auf Juden (die bis zum Ende der Welt auf den kommenden Messias warten), auf Protestanten (deren Vorahnen Katholiken waren, die aber vor mehr als 300 Jahren vom wahren Glauben abgefallen und der Irrlehre verfallen sind) und auf die nicht-unierten Griechen (die eine katholische Glaubens- wahrheit und das von Gott gesetzte Oberhaupt der Kirche nicht anerkennen). Also so viele Millionen Menschen befinden sich in der „Finsternis und im Schatten des Todes“, oder leben im traurigsten Irrglauben oder sind wenigstens getrennt vom leben- spendenden Mittelpunkte der Kirche Christi!

Kann nun ein Christ in Betreff dieses religiösen Zustandes denken, daß dies etwa der liebe Gott so wolle? Gewiß nicht. Gottes heiliger Wille ist es vielmehr, daß alle Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen, daß Ein Hirt und Eine Heerde werden soll; deshalb hat der göttliche Heiland seinen Aposteln den Auftrag gegeben: „Geht hin in die ganze Welt, lehret alle Völker, taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe“. Diesem Auftrage sind auch die heiligen Apostel mit aller Treue nachgekommen, und haben denen, die sie daran hindern wollten, erwidert: „Urteilet selbst, ob es billig sei, den Menschen mehr zu gehorchen als Gott“; sie haben lieber Blut und Leben hingegeben, als der ihnen erteilten Sendung untreu zu werden. Diesem ausdrücklichen Willen Gottes, die frohe Botschaft des Heiles allen Menschen zu bringen, ist auch die heilige Kirche alle Zeit nach- gekommen, sie hat selbst inmitten der grausamsten Verfolgungen ihre Glaubensboten in alle Teile der

Welt gesendet, die in der Überzeugung: „Gott will es“, durch nichts sich von der Erfüllung ihres Be- rufes abhalten ließen, und Millionen von Martyrern legen dafür Zeugnis ab, daß sie es ebenso sehr als den Willen Gottes anerkannten, den ihnen ver- kündeten heiligen Glauben dankbar annehmen und standhaft bekennen zu müssen.

Wenn es nun aber dennoch so viele Millionen Heiden und Irrgläubige gibt, so liegt der Grund davon in den Menschen selbst. „Er kam in sein Eigentum und die Seinigen nahmen Ihn nicht auf“ — heißt es im Evangelium des heiligen Johannes; und an einer andern Stelle: „Die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse“.

Aber obgleich von vielen Seiten verschmäht und zurückgewiesen, zieht der Herr in seiner Erbarmung doch nie den gegebenen Auftrag zurück: „Geht hin in die ganze Welt, lehret alle Völker“ zc. — also immer bis ans Ende der Welt ist und bleibt es sein hh. Wille, daß alle Menschen zum wahren Glauben gelangen möchten.

\* \* \*

**Echo aus Afrika.** Illustrierte, kathol. Monats- schrift. Herausgegeben von der St. Petrus Claver- Sodalität. Preis jährlich mit Post oder Zustellung Nr. 1.20. — Probenummern gratis.

Inhaltsverzeichnis der siebenten (Juli-) Nummer: Der hl. Benedikt von St. Fidelfo, genannt der „Mohr“. — Missions-Korrespondenz: Apostolische Präfektur vom Unteren Niger (Duitscha: P. L. Le- jeune, C. S. Sp., Apost. Präfekt). — Apostolisches Vikariat Süd-Zanguebaa (Dar-es-Salaam, Mgr. Cassianus Spieß, O. S. B., Apostol. Vikar). — Nach- richten aus der Propaganda. — Die Sodalität des hl. Petrus Claver (von Dr. Hugo Mioni, Fort- setzung). — Chronik der St. Petrus Claver- Sodalität. Rom. Triest.

Illustration: Mgr. Spieß O. S. B., Apost. Vikar von Süd-Zanguebar.

Bestelladresse: Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12.



## Gebetserhörungen und Empfehlungen.

\* Aus Köln. Hatte in voriger Nummer Ihrem frommen Gebete am Herz Jesu-Altare eine Person empfohlen, deren geistiges und leibliches Wohl mir sehr am Herzen lag. Wunderbar! Von da an ging es gleich besser. Ich hoffe, daß das hhl. Herz Jesu wie immer so auch hier sein Werk vollkommen machen wird!

\* Aus Tirol. Mein Bruder wurde wider alles Erwarten von einer ziemlich schweren Krankheit wieder gesund. Dafür sage ich dem hhl. Herzen Jesu, der unbefleckten Gottesmutter und auch Ihnen, hochwürdige Patres, als meinen Fürbittern, meinen innigsten Dank!

\* Aus Tirol. Ich berichte Ihnen hiermit, daß ich Sie um Ihre Fürbitte beim hhl. Herzen Jesu und Mariens gebeten habe und auch sogleich erhört worden bin. Nehmen Sie bitte die beiliegenden 6 Kronen als Almosen für Ihr Haus und zugleich als Beweis meiner innigsten Dankbarkeit gegen meine himmlischen Wohltäter. Bitte jedoch meinen Namen nicht zu veröffentlichen.

\* Reifenberg (Bayern). Zwei Jungfrauen, die ihre Anliegen Ihrem frommen Gebete anempfohlen hatten, danken hiermit dem hhl. Herzen Jesu und der unbefleckten Jungfrau Maria für die erlangte Gnade, die darin besteht, daß beiden das so lang ersehnte Glück zuteil wurde, in ein Kloster aufgenommen zu werden.

\* Eben daselbst läßt jemand dem hhl. Herzen Jesu und seiner unbefleckten Mutter Dank sagen für die Ausöhnung zweier Familien, die in großen Zwistigkeiten lebten und der ganzen Gemeinde zum Argerniß waren.

\* Unterweilersbach (Bayern). Eine Frau, schon längere Zeit nervenleidend, wandte sich an die Söhne des hhlst. Herzens Jesu und läßt nun dem hhl. Herzen Jesu und der unbefleckten Jungfrau für die bereits erfolgte Besserung ihren innigsten Dank sagen.

\* Aus Kalltern. Vor einiger Zeit hatte ich Ihrem frommen Gebete am Herz Jesu-Altar den guten Erfolg zweier Missionen empfohlen. Für die gnädige Erhörung sei dem hhl. Herzen Jesu und Mariä tausend Dank gesagt.

\* Aus Landeck. Viel tausend Dank dem hhl. Herzen Jesu und allen seinen Heiligen! Mir ist bald schon nach Absendung meiner Bitte und zwar vollständig in dem empfohlenen Anliegen geholfen worden. Der Kranke, den ich Ihrem frommen Gebete empfohlen hatte, ist wieder gesund und munter. N. N.

\* \* \*

\* Lustenau (Vorarlberg). Zwei Eheleute, die beide krank sind, bitten Sie inständig, ihrer am Herz Jesu-Altare gedenken zu wollen.

\* Aus Tirol. Leide sehr an Schwermut; bitte doch für mich zu beten, damit die liebe Gottesmutter mich entweder ganz von diesem Leiden befreie oder mir doch die Gnade erlange, es geduldig und Gott zu Ehren zu ertragen.

\* Aus Tirol. Ich befinde mich in einer sehr schwierigen Lage: mein Mann ist gestorben und nun befinde ich mich, da er kein Testament gemacht hat (niemand hätte ja noch an so etwas gedacht!) in sehr verwickelten Verhältnissen. Möchte Sie daher bitten, am Herz Jesu- und Muttergottes-Altare meiner eingedenk zu sein. N. N.

\* Lienz. Empfehle Ihrem frommen Gebete am Herz Jesu-Altare meine kranke Mutter.

\* Aus Tirol. Ein guter, braver Dienstknecht empfiehlt sich dem hhl. Herzen Jesu und der unbefleckten Jungfrau um die Befreiung oder standhafte Überwindung von sehr großen und lästigen Versuchungen.

\* Kiel. Beten Sie gütigst etwas zum hhl. Herzen für mich, damit ich, wenn es zu meinem Seelenheile gereicht, doch eine bessere Gesundheit erlangen möge.

\* Innsbruck. Habe ein sehr großes Anliegen! Wollten Sie nicht die Güte haben, dieses auch auf die Gnadenaltäre zu legen und um dessen Erhörung zu bitten? Im Falle der Erhörung teile ich Ihnen dies nicht nur gerne mit, sondern übersende Ihnen zudem auch noch 50 Kronen Almosen.

\* Wilten: Empfehle recht innig die großen Anliegen meines Bruders. Dies gereicht ihm nicht nur zum leiblichen, sondern auch zum geistigen Wohle.